Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

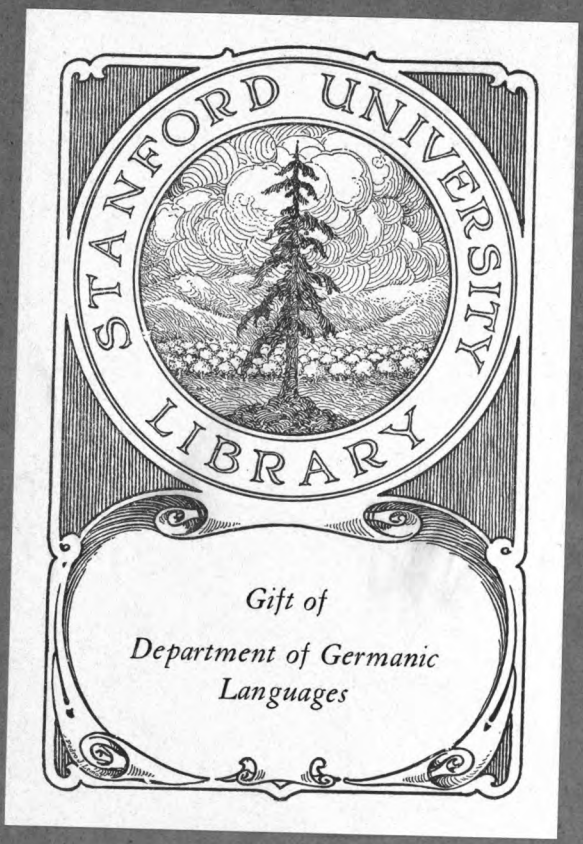
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

831.209 .M613 C.1
Die gereimten liebesbr
Stanford University Libraries
3 6105 048 134 378

Meyer, E.
Die gereimten liebesbriefe des deutschen mittelalters.

331.209
M613

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

...te E
899

Die gereimten Liebesbriefe

des deutschen Mittelalters.

Mit einem Anhang:

ungedruckte Liebesbriefe aus der Dresdener Handschrift M. 68

von

ERNST MEYER.

MARBURG.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

831.209
M613
580888

Digitized by Google

Meinem hochverehrten Lehrer

Herrn Prof. Edw. Schröder

in Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Während ich mit der folgenden Untersuchung der gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters beschäftigt war, erschien eine Schrift über den gleichen Gegenstand von Dr. Alb. Ritter: „Altschwäbische Liebesbriefe" in den Grazer Studien z. dtsch. Phil. (hg. von Schönbach und Seuffert), 5. Heft, Graz 1897. Damit war die Veröffentlichung eines Teiles meiner Nachforschungen überflüssig geworden. Auch Ritter, der ebenso wie ich von den in Lassbergs Liedersaal Bd. I S. 1—109 aus einer Handschrift vom Jahre 1433 *) gedruckten 22 Briefen ausgegangen war, hatte in dieser Sammlung den Torso eines einheitlichen Liebesbriefstellers erkannt und Ort (Konstanz) wie Zeit (gegen 1350) seiner Entstehung, genau wie ich, festgestellt, wenn sich auch gegen die Art und Weise, wie er seine Resultate gewonnen hat, manches Bedenken erheben lässt **). Auf der anderen Seite führten meine Studien zu reicheren, über Ritter hinausgehenden Ergebnissen; denn einmal konnte ich eine Reihe von Quellen nachweisen, welche dem Verfasser des Liebesbriefstellers bei seiner Arbeit vorgelegen haben, dann hatte ich das besondere Glück, in einer Dresdener Hs. des 15. Jhs. (M. 68) acht aus der Sammlung verloren gegangene Liebesbriefe wieder aufzufinden.

Bereits von der Hagen, der sie fälschlich für zwei Briefe ansah, hat in seinem Grundriss auf S. 333 unter Nrr. 20 und 21 geringe Bruchstücke davon mitgeteilt, jetzt sind sie von mir

*) Nicht aus dem 14. Jh. wie Ritter irrig angibt.

**) Vgl. über diese Fragen meine Recension der Ritterschen Arbeit im Anz. f. d. A. XXV.

Digitized by Google

hinten im Anhang vollständig zum Abdruck gebracht. Jene Hs., die von der Hagen a. a. O. und neuerdings (nur gar zu knapp!) Schnorr von Carolsfeld im Katalog der Handschriften d. Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden Bd. II (1883), S. 469 beschrieben haben, stammt aus dem Jahre 1447, ist (jedesfalls in Augsburg) geschrieben von Peter Grienniger und zählt 79 papierene Folioblätter. Die Verse sind abgesetzt in zwei Kolumnen auf jeder Seite aufgezeichnet, die Kolumne enthält ca. 40—48 Verse, die Überschriften der einzelnen Stücke sind mit roter Tinte geschrieben. Von Bl. 51^b (2. Sp. u.) bis Bl. 52^a (2. Sp. o.) ist der von von der Hagen unter Nr. 20 zum Teil veröffentlichte Liebesbrief eingetragen, davon durch eine Anzahl von Mariengrüssen getrennt befindet sich auf den Bll. 54^a — 55^b der unter Nr. 21 angegebene Brief, der aber in Wirklichkeit in sieben Einzelbriefe zerfällt. Die roten Initialen, durch die jedesmal ein Abschnitt bezeichnet werden soll, hätten leicht auf diese Thatsache aufmerksam machen können, wenn auch die Stücke nicht wie sonst durch einen Zwischenraum von ein oder mehreren Zeilen abgesondert sind. Die neu aufgefundenen Briefe mit 378 Versen haben im Eingangsteil des Briefstellers gestanden, da in ihnen das Liebesverhältnis erst zaghaft angebahnt wird: in der Donaueschinger Hs., in welcher die Lassbergsche Sammlung uns überkommen ist, mit auf den ersten vier verlorenen Blättern, die ca. 656 Verse getragen haben. — Die Dresdener Hs., die 14 Jahre nach der Donaueschinger geschrieben ist, enthält auch sonst Stücke in alemannischer Mundart, so z. B. die Minnelehre von Bl. 33^a — 50^a, allerdings ist die Reinheit des Dialektes durch den Augsburger Schreiber getrübt, der fast überall die Diphthongierung der langen, einfachen Vocale durchführt, im Anlaut p statt b setzt u. s. w. Da aber jene acht Briefe bis in Einzelheiten hinein Sprachformen der Donaueschinger Hs. noch aufweisen, so könnte diese Hs. immerhin als Vorlage für dieselben benutzt sein.

Den genauen Beweis dafür, dass die Briefe der Dresdener Hs. aus dem Liebesbriefsteller stammen, werde ich in der angekündigten Recension führen, wo man allerlei Beweismaterial finden wird, das auch für die Einheitlichkeit der Lassbergschen

Digitized by Google

Sammlung noch weiter wünschenswert scheint. Wenn ich aber im folgenden zeige, dass die acht Dresdener Briefe (ich bezeichne sie im Text kurz mit D. I, II u. s. w., die Lassbergschen mit L. I, II u. s. w.) von denselben litterarischen Mustern beeinflusst sind wie jene Sammlung, so kann dieser Nachweis bereits die sicherste Gewähr dafür geben, dass ihr Verfasser der Dichter des Liebesbriefstellers ist. —

Vorbehalten endlich blieb mir die eigentliche Geschichte des deutschen Liebesbriefes im Mittelalter, soweit sich von einer solchen bei dem lückenhaft und zufällig überlieferten Material überhaupt reden lässt, da Ritter überall eine tiefere Durchdringung der vorhandenen Briefe, vor allem die Feststellung ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, unterlassen hat.

Somit wird die folgende Abhandlung die Thatsache, dass die Lassbergsche Sammlung zusammen mit den Dresdener Briefen einen einheitlichen Liebesbriefsteller darstellt, zur Voraussetzung nehmen und gleich mit dem Quellennachweise beginnen, ein zweiter Hauptteil sucht die Geschichte des Liebesbriefes im Mittelalter darzustellen.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, den Verwaltungen der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen wie der Königlichen Bibliothek zu Dresden für die freundliche Bereitwilligkeit zu danken, mit der sie mir ihre Handschriften zur Benutzung in den Räumen der Marburger Universitätsbibliothek zugesandt haben.

Digitized by Google

I. Teil.

Die Quellen des Lassbergschen Liebesbriefstellers.

Von den Quellen und litterarischen Mustern, welche der Verfasser des Briefstellers für seine Sammlung benutzte, hat die seit Pfeiffer (1852) bis vor kurzem Heinzelein von Konstanz fälschlich zugeschriebene MINNELEHRE den grössten Einfluss ausgeübt, einen Einfluss, der sich nicht nur in Reminiscenzen und Stil, sondern gradezu in gelegentlicher Plünderung der darin vorkommenden Liebesbriefe, aber auch anderer Partieen zeigt. So sind beinahe wörtlich abgeschrieben folgende Stellen:

1) L. VIII, 17 ff.

und wünscht dir lieb on allez lait,
stät fröd an arbeit!
und wünscht daz dir nach wunsch ain leben
geruche got on ende geben,

Ml. 1403 ff.

got gebe dir fröude ân arbeit,
got gebe dir liebe ân herzeleit!
heil und nâch dem wunsche ein leben
geruoch dir got ân ende geben.

Man beachte die Umstellung der beiden ersten Verse in L., eine Art, die wir bei unserem Briefsteller öfter antreffen, und die natürlich das Abschreiben etwas verhüllen soll.

2) Auch der Anfang des in der Ml. mit v. 2185 beginnenden Liebesbriefes ist übernommen, vgl.

L. XIII, 1 ff.

köndich von sölichen sachen
ain wilkomen machen,
das dich vnd mich an alles we
behüte sament iemer me,
lieb, dar zu wär ich berait.

Ml. 2185 ff.

Künd ich von lieben sachen
getihten und gemachen
ein minneclîchez grüezen
unde künde ich daz gesüezen,
daz ez verkêrte dînen pîn,
daz tæte ich, trût geselle mîn.

Digitized by Google

3) Nachgebildet ist ebenso der Anfang von L. VI dem Anfang des ersten Liebesbriefes in der Ml.; man vgl.

L. VI, 1 f.

got, der fröd geben kan,
der geb üch, frow,

Ml. 1061 ff.

Got, der . . . . .
. . . . . .
der gebe iu, vrouwe hêre,

4) Fast wörtlich entlehnt ist

L. VIII, 100

gebütmir, frow, ich bin berait.

aus Ml. 1086

gebietent mir, ich bin bereit.

5) Ebenso

D. III, 23 f.

vnd das ich euch clag
was ich kommers von euch trag,

dazu vgl. Ml. 1225 ff.

herzetrût, daz ich iu klage
waz ich kumbers von iu trage.

D. V, 23 f.

das ich euch meinen kommer clag,
den ich uon ewern schulden trag

zeigt schon freiere Nachbildung, ähnlich D. VII, 36 ff. und D. VIII, 34 f.

6) D. III, 20

davon so trœstend meinen muot,

dazu vgl. Ml. 2110 ff.

dâ von bit ich, vrouwe, dich,
daz dû durch dîne güete
trœstest mîn gemüete.

Freier gestaltet ist folgende Stelle:

L. III, 80 ff.

frow, ich nig üch uff den fusz
vnd bitt, daz ir habent frölich sitt,
wann frowen wonnet milti mitt.
sust wont ich milti funden han:
nu musz myn geding on trost zergan,
sid unmilti milti hat veriegt
vnd mich an fröden gar verzegt
doch hab ich gut geding,
daz mir myn stetti bring
von üch aines gruses trost,

dazu vgl. man Ml. 1215 ff.

und nîge iu ze füezen nider,
liep, daz ir noch koment wider
und mir wendent mîniu leit,
daz ich mîner stætekeit
genieze sô daz iuwer gruoz
und iuwer trôst mir sorge buoz
lieplich tuo.

Digitized by Google

Ich weise darauf hin, wie Anfang und Schluss der beiden Stellen sich sehr ähnlich sehen, während das Motiv des einen Verses 1217 in der Ml. (*und mir wendent mîniu leit*) von dem Briefsteller durch 6 Verse hindurch (L. III, 81—86) in einer wenig klaren Weise behandelt wird. Derartig unverständliche, bisweilen an den Unsinn streifende Verbreiterungen eines vorgefundenen Motivs sind eine Eigentümlichkeit, die wir noch öfter bei unserem gedankenarmen Poeten vorfinden werden. Ich bemerke noch, dass jene Hoffnung auf Trost beim Briefsteller wie in der Ml. in ganz ähnlichem Zusammenhange ausgesprochen wird: In der Ml. geht gleich voraus

1212 ff.

und mir, frouwe, widerseit
unt den dienest mîn verborn.
daz lâz ich ân allen zorn;

unser Dichter behandelt freilich diese Gedanken von drei Versen in etwa 30 langatmigen Versen, von denen ich die ähnlichen herausgreife:

L. III, 48

frow, ir hant mir widersait,

L. III, 60 f.

daz sy von mir versprochen
hat mynen dienst an alle schuld,

L. III, 65 f.

doch wie es mir sol ergan,
frow, so wil ich doch nit lan.

Der in L. III, 60 f. von Ml. 1213 abweichende Ausdruck wird veranlasst sein durch

Ml. 1133 ff.

Dô diu minneclîche,
diu süeze tugende rîche
mînen dienest sus versprach.

Deutliche Beeinflussung tritt sodann hervor in

D. VI, 7 ff.

wann ich ie gehœrt han:
den pesten gürtel, den ain man
vmm seinen leib ie bezwang,
das ist ainer rainen frawen vmmfang
mit zwain wyssen armen planck
vnd getruckt prust an prust,
das ist ain minneclich gelust,

Digitized by Google

Diese etwas keckere Stelle, die aber doch schon stark verblasst erscheint, stammt aus Ml. 449 ff., wo es heisst

diz wær allez gar ein wint
gên dem, sô diu lieben kint
koment nackent an ein bet
und sie einander ebenwet
liep mit liebe geltent,
und sich dar under scheltent
mit minneclîcher vîentschaft.
ach, wie dâ der Minne kraft
sie ze samne smucket
und munt ze munde drucket!
dâ wirt manc lieplich umbevanc.

D. VII, 10 f.

ich enpuit euch den dienst mein,
darzuo dienstlichen muot

ist veranlasst durch

Ml. 1066 f.

mînen dienstlîchen gruoz
enbiute ich iu und allez guot.

D. IV, 18 ff.

got grueß ewer sneweissu hendlin,
got grueß ewer plancken kel,
got grueß ewer ermlin sinwel,

ist beeinflusst durch Ml. 660 ff., wo es von der Liebesgöttin selbst heisst

ir arme blanc, ir vingerlîn
sleht lanc unde sinewel.
als eines härmelînes vel
wârn ir hende wîze,

und schon vorher heisst es 656

ir kel als ein kristalle klâr.

D. V, 1

Got geb vns paiden hail,

dieser Anfang kann eine Reminiscenz sein an den Eingang eines Briefes in der Ml., vgl. 1405 f.

heil und nâch dem wunsche ein leben
geruoch dir got ân ende geben.

Vgl. ebenso D. V, 11 f.

got von dez himels thron
der grueß euch, fraw, uil schon,

und Ml. 1189 ff.

Digitized by Google

Aller vrouwen krône!
got in sînem trône
geruoche grüezen iuch von mir.

Die seltsame Anrede an die Liebste in D. VI, 1 f.

Got grueß dich edler karfunckelstain,
der in trübem nie erschain

scheint veranlasst durch Ml. 195 ff.

alsô daz ein karfunkelstein
ûz ieglîchem orte schein.

Ebenso ist D. VI, 5

got grueß dein kel hermlin weisz

beeinflusst durch Ml. 656 und 660 ff.

Am weitgehendsten zeigt sich der Einfluss der Ml. in der Auffassung der Minne als der helfenden, aber auch gefürchteten Göttin wie in all den Bildern und Vorstellungen, die sich um ihre Person gruppieren. Man vgl.

1) L. III, 44 f.

dü werdü myn mir daz gebott,
daz ich üch schrib uff lieben wan,

D. VIII, 14 ff.

doch hoer ich an dem puoch lesen,
das niemant sey so tummer,
leid er uon frawen kummer,
er sol ir clagen sein vngemach

und Ml. 970 ff.

diu Minne sprach 'ez ist mîn rât,
daz du dîne botschaft dar
schrîbest ir, daz sis gewar
werde.

2) L. III, 17 ff.

wa mit ich disz verschuldet han,
wist ichz, ich wölt ze busse stan,
wie mir gebütt die werde Myn,
[der] ich nun nit lang entrin.
min wunden sind erfrischett,

und Ml. 938 ff.

der Minne viel ich iesâ
riuweclich ze fuoze,
daz si mir ze buoze
gæbe ir rât unde ir trôst,
daz ich balde würde erlôst
von der wunden, die si mir
geschozzen hâte nâch ir gir
in mîn herze krefteclich.

Man beachte, wie an beiden Stellen der Liebhaber Unterwürfigkeit der Minne gegenüber zeigt, wie der Vers L. III, 21 (*der ich nun nit lang entrin*) mit ziemlicher Bestimmtheit auf

Digitized by Google

das Bild des Pfeiles in der Ml. (914) hinweist; die frischen Wunden lassen gar keinen Zweifel mehr über das Vorbild, und endlich wäre als Beweisgrund für das Abhängigkeitsverhältnis noch anzuführen, dass die Combination der beiden Vorstellungen in L. III, 20 und L. III, 21 einen offenbaren Widerspruch enthält.

3) Auf die Bewaffnung der Minne mit Pfeil und Bogen weist auch hin

L. III, 76 f.

owe gar verborgne myn,
waz wiltu m o r d e s schicken?

Veranlasst wird diese Stelle sein durch

Ml. 954 ff.

liebiu Minne, daz ist mîn gir, an mir, und nim ze diener mich
daz dû niht vergâhest dich ûf genâde und l â m i c h l e b e n.

4) Eine entgegengesetzte Vorstellung ist hervorgerufen in

L. III, 125 f.

. . . . als mir die botschaft sait,
dü mir versigelt ist mit laid

durch Ml. 973 f.

ich meine ein brievelîn,
des wil ich (scil. minne) insigel sîn.

Wir sehen, wie unser Liebesbriefsteller eine ganze Partie der Ml. von v. 938 — 974 für L. III stark benutzt und ausgeschrieben hat. Er mag wohl gar eine Hs. der Ml. auf seinem Schreibtische neben sich liegen gehabt haben, und sobald ihm seine eigne kümmerliche Poesie ausging, nahm er Zuflucht zu dieser Quelle, eine Arbeitsweise, die ja bereits aus den ganz oben angeführten entlehnten Stellen hervorgeht und sich im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung immer mehr bestätigen wird.

Auch in den B i l d e r n, vor allem denen, die sich auf die Göttin der Minne beziehen, tritt die grösste Abhängigkeit zu Tage, um so mehr, wenn wir sehen, wie paradox oft diese Bilder angewandt und durchgeführt sind. Die entlehnte Vorstellung, dass die Minne mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist,

Digitized by Google

trat schon verschleiert in L. III hervor, ganz deutlich aber ist sie an folgender Stelle:

1) L. VII, 38 ff.

anima mea liquefacta est
in amoris iaculo.
lieb, daz merck in tüsch also:
ich han dins trostes genossen,
min sell die ist zerflossen
mit fröden zu der süssen stral,
mit der dü Myn hat ain mal
gestochen in daz hertze
min,

dazu vgl. Ml. 931 ff.

sie spien ir bogen hürnîn
und schôz mich in daz herze
mîn,
daz mir tet diu strâle wê
unde ich holder wart denn ê
mîner lieben vrouwen vil.

Welchen Unsinn hat der Briefsteller aus dieser Stelle gemacht! Der Pfeil (*strâl*), der in der Ml. naturgemäss Schmerzen verursacht, bereitet ihm Freude, und er wird auch nicht abgeschossen, wie es gewöhnlich geschieht, sondern ins Herz gestochen.

Zu diesem Ausdrucke, dass die Minne den Liebespfeil ins Herz „sticht," verleitete unseren Dichter eine andere, ebenfalls in der Ml. vorkommende Vorstellung, dass nämlich die Minne bezw. Amor mit einer Lanze bewaffnet ist; vgl.

Ml. 323 ff.

dem stiche ich in daz herze sîn
ein wunden mit der lanzen mîn,
daz er wirt siech und ungesunt
unde ouch trûret zaller stunt
nâch sînem liebe herzeclich,

Ml. 344

die sêre ich ouch mit disem sper.

Hierauf geht zurück

L. XI, 3 ff.

min sendez hertz hat sich genaigt
vnd hat enphangen sendes ser,
wann dü Myn irn scharpfen ger
hat dar in gestossen,

sowie L. XI, 37 ff.

sus hett dü Myn ir füres zain
gestecket in myn kranckes hertz.

An der letzten Stelle sind zwei Bilder confundiert: dass der „*zain*" feurig genannt wird, geht zurück auf die gleich-

Digitized by Google

falls in der Ml. anzutreffende Darstellung des Amorkindes mit dem Attribut der Fackel. Es sagt da Amor von sich

Ml. 352 ff.

. . . swer sich wider mir
setzet unt der muoter mîn,
vrou Vênus, der künegîn,
dem zünde ich an sîn herze mite.
diz selbe viur hât eine site:
swer von im enbrinnet,
daz der immer minnet
die wîle er lebet êweclich,

ferner Ml. 502 ff.

. . . . . swer begât
die minne minneclîchen,
dem wirt sicherlîchen
von sînes liebes minne
enzündet alsô krefteclîch,
daz sîn herze jâmers rîch
lît alsô verlitten
in dem viure enmitten,
als in dem stade tuot der sê,
unt daz er brinnet immer mê
nâch sînes liebes minne,
sô daz er sîne sinne
verliesen muoz, des ist kain rât,
ob er niht lieben trôst enpfât,

dieselbe Vorstellung Ml. 784 ff.

hab guoten muot, hie stât bî dir
noch vil maneger âne trôst,
der ouch von minneviures rôst
ist mager,

Endlich erscheint das Feuer als Attribut der Minne v. 820—880.

Aus all diesen Partieen hat der Liebesbriefsteller seine Anschauung wie auch zum Teil seine Ausdrücke für die früher angeführten Stellen (III, 89, V, 16, VII, 52, VIII, 57, XVI, 120, XVIII, 24, XX, 70) geschöpft.

2) Entlehnt aus der Ml. ist ferner der bekannte Zug, die Kraft der Minne unter einem fesselnden Seil oder Strick darzustellen, vgl.

L. III, 143 ff.

davon so schirment mich ain tail
vor der werden Minne sail,
dü mich ze laid üch vachen wil.
ich fürcht, dez schaden werd ze vil
söltent ir mich lösen . . .

und Ml. 2098 ff.

sô wart ich in der minne stric
bestricket unde gevangen.
der Minne seiles strangen
so krefteclîchen bunden mich.

Die Entlehnung wird, vom Ausdruck abgesehen, wieder dadurch deutlich ersichtbar, dass das Bild in L. einmal ohne jeden Zusammenhang im Briefe erscheint, dann auch der Ausdruck höchst ungeschickt ist.

3) Weiterhin vgl. man ausser Ml. 2098 ff.

Digitized by Google

D. I, 19 f.

auch mit ainem lieplichen augenplick.
dein augen hand mich gefangen
in sollichem strick,

mit Ml. 120 f.

sus wart ich in ir minne stric
gevangen minneclîche dâ,

L. XI, 30 f.

frow, ich hab och me
fröde gantz und sendes we
von diner minne strick,
fröd von dem süssen binenbick,
den mir din munt kan bicken
vil mit vil süssen stricken

und Ml. 1415 f.

mich hât dîn liehter ougen blic
geworfen in der minne stric.

Wiederum ist das übernommene Bild unsinnig weitergeführt. Ml. 1415 f. scheint übrigens den Liebesbriefsteller auf den Gedanken gebracht zu haben, die fesselnde Gewalt der Augen auf den Mund zu übertragen.

Auch die Figuren von Amor und Venus sind natürlich aus der Ml. entnommen. Ferner stammen mehr oder weniger deutlich aus der Ml. noch folgende bildlichen Ausdrücke:

1) L. V, 96 f.

. . . . . und ir beliben
in mynem hertzen, dar in verrigelt
tich hat die Myn vnd tieff versigelt,

dazu vgl. Ml. 1019 ff., wo die Minne sagt:

. . . nû bin ich doch
gewaltic dînes herzen noch.
dar în bin ich versigelet
unde alsô verrigelet,
daz ich muoz blîben drinne.

2) L. VIII, 5 f.

von im, der mich gesendet hat
zu dir in ellenthafter wat,

vgl. dazu Ml. 366 f.

und müesest ouch der Minne wât
stæteclîche tragen an.

3) L. XX, 40 f.

sy lait mir zins vnd dar zu zol,
jamer, lait in widermut,

dazu vgl. Ml. 1423 ff.

daz ich muoz unde sol
dir eigenlîches dienstes zol
lieplich geben.

4) L. VII, 63 ff.

untz der schatt genaigti sich
für der haisen sunnen stich,
der uz dinen ougen
mit schützen brächi tougen
in myns senden hertzen grund,

vgl. dazu Ml. 632 ff.

ir ougen lûter unde klâr
spilten sam der sunnen schîn
enmitten in daz herze mîn.

Digitized by Google

5) L. XIX, 34 ff.
so sind ir ougen nit hin komen
und och ir minicklicher munt,
die mich ze mynem schaden wunt
hant gemacht,

vgl. dazu Ml. 133 f.
dâ hât ein rôter munt
mîn herze minneclîche verwunt,
Ml. 1421 f.
sô hât dîn rœselohter munt
mîn herze lieplich sô verwunt

Von dem Munde hat dann der Briefsteller dies Bild, wie schon in XIX, 34 ff., auf die Augen übertragen:

L. XI, 55 f.
und mich der blick der von dir gie
mit sinem brechen machet wunt.

6) L. VIII, 55 ff.
daz (scil. herze) din vil minicklicher munt
in mir so süssecklich entzunt,

vgl. Ml. 967 ff.
wie sol ich machen kunt
der vrouwen mîn, daz mich ir munt
enzündet minneclîchen hât?

An sonstigen Motiven sind sodann aus der Ml. entnommen:

1) L. VII, 9 f.
für alle frowen hochgeborn
so hab ich üch uz erkorn,
L. VIII, 35 f.
die ich uz aller welt erkorn
hab.
D. VIII, 8
ich han ze lieb euch erkorn

vgl. dazu Ml. 1076 f.
ich hân iuch für elliu wîp
mir erwelt ze lône,
Ml. 1197
frouwe, ich hân iuch ûz erwelt,
Ml. 1206 ff.
und hete iuch ûz der frouwen schar
ze wunsche und ouch ze heile
alleine mir ze teile
für alle frouwen ûz erkorn.

2) L. V, 28 f.
daz ich üch still vnd offenbar
getragen hab dienstlichen mut
oder L. VIII, 4
sol sagen dienstlichen mut,

dazu vgl. Ml. 1194 f.
doch wil ich iu sîn bereit
diensthaftes muotes.

Digitized by Google

3) L. XVI, 109 ff. — vgl. dazu Ml. 130 ff.

da von daz nit wan der ist (L. nit von) daz farw vnd gesundhait mir gebrist,

durch got, wie kumet daz, daz du bist sus erblichen? dir ist dîn varwe entwichen.

4) L. X, 20 ff. — vgl. Ml. 1282

mir ist, frow, von dir verjehen, daz din list mich äffen welli,

dû wænest vil lîhte äffen mich.

Dass bei einer so starken Abhängigkeit in Gedanken, Bildern, Motiven auch der sonstige Phrasen- und Formelschatz der Ml. seinen Einfluss auf unsern Liebesbriefsteller ausüben musste, nimmt uns nicht Wunder. Wörtlich übernommene Redensarten sind:

1) L. III, 157 — vgl. Ml. 1221

und müg es sin,

und müge ez sîn,

oder L. V, 111

und müg ez wesen,

Ml. 1438

müge ez sîn,

Ml. 2113

sô ez müge sîn.

Ich bemerke noch, dass die Redensart in der Ml. wie beim Liebesbriefsteller immer gegen das Ende eines Briefes erscheint.

2) L. VII, 60 — vgl. Ml. 344 und 387

so bin ich wer,

des bin ich wer.

3) L. 41 f. — Dazu vgl. Ml. 1066 f.

(milten mut stätt frôd) und alles gut,

(mînen dienstlîchen gruoz enbiute ich iu) und allez guot,

L. VII, 36 — Ml. 1194 ff.

(dir früntschaft lieb) und allez gut,

(doch wil ich iu sîn bereit diensthaftes muotes und gan iu) alles guotes.

derselbe Ausdruck L. XVI, 18, XVII, 44, XIX, 56, XXI, 22.

4) L. X, 70 — vgl. Ml. 1425

(diner gnaden) selden schrin,

sælden schrîn.

5) L. XVI, 126 f. — vgl. dazu Ml. 702

lerest wie ich werd ain dieb der myn,

und manic ander minne diep.

Digitized by Google

Auch die Einstreuung lateinischer Floskeln in den deutschen Text ist, wo nicht direkt veranlasst, so doch sicherlich noch verstärkt durch das Vorbild der Ml., jedenfalls ist die Art und Weise, wie auf das lateinische Citat die Übersetzung eingeführt wird, aus der Ml. übernommen, man vgl. vor allem:

1) L. V, 33 und Ml. 727

do sprich ich uz mynem sin, diz spricht, als ich versinne mich,

L. XVIII, 7 Ml. 282

daz tüsch ich uz dem hertzen dô sprach ich nâch dem sinne.

2) daz spricht (L. II, 35, VII, 57, IX, 8) und diz oder daz sprichet (Ml. 719, 737, 851, 863, 873, 899, 1985, 1999, 2007).

Wie in Stil, Motiven, vor allem aber in den Bildern eine weitgehende Nachahmung der Ml. bei unserm Dichter zu erkennen ist, so lässt sich endlich mit derselben Bestimmtheit eine Abhängigkeit in der ganzen Komposition eines Teiles der Liebesbriefsammlung nachweisen. Während die acht Dresdener Briefe, die also gleich mit am Anfang des Liebesbriefstellers gestanden haben, die ewige Bitte um ein Stelldichein enthalten, knüpft der Dichter vom dritten bis zum siebenten Briefe der Lassbergschen Sammlung zur Weiterführung seiner Liebesbriefe, die ja nur mühselig von der Stelle rücken wollen, an die Handlung an, welche sich in der Ml. in der anmutigsten Weise an die zwischen den Liebenden hin- und hergesandten Briefe anschliesst.

Wie die Minne in der Ml. v. 970 ff. zur Anknüpfung des Liebesverhältnisses ihrem Diener den Rat giebt, einen Brief an die Geliebte zu schreiben, so wird auch in L. III, 44 ff. dieser Zug als Einleitung zur Liebschaft benutzt, aber der Liebhaber wird zunächst abgewiesen in der Ml. wie bei dem Briefsteller:

Ml. 1123

ich bedarf joch dienstes niht,

Ml. 1135

mînen dienest sus versprach, —

Digitized by Google

L. III, 28 ff.

we der frödenlosen stund,
in der ich solichü mer vernam,
daz ir nit mynen dienst wend han.

Der Einfluss der Ml. auf den Gang der Handlung ist um so deutlicher, als ja in L. II der Liebhaber bereits eine Gabe von der Liebsten empfangen hat.

Nach dem zweiten erhaltenen Briefe fürchtet in der Ml. das Mädchen von ihrem Anbeter betrogen zu werden, und antwortet daher mit einem Briefe, der eine energischere Abweisung enthält als der erste:

Ml. 1275 ff.

Vil rede ist ze nihte guot,
die man spottelîchen tuot:
sus mac ich sprechen zuo dir.
dû schrîbest dîne brieve mir
durch einen spot und dheinen
pîn.

Mit demselben Motiv spinnt auch der Liebesbriefsteller den Faden seiner Briefe fort, nur dass er, der ja für junge Herren Liebesbriefe schreibt, den Spott der Dame zur Last legt:

L. IV, 7 ff.

wan ir so wol gelernot hant
spotten, da von ist bekant
mir von üch an alle schuld
üwer spot den ich nun duld.

und L. IV, 27

doch hett ich nit bedürffet spot

Ähnlich kehrt das Motiv in L. X wieder.

Dem energisch abweisenden Briefe des Mädchens in der Ml. entspricht also der noch energischere, allerdings lächerliche Brief des Liebesbriefstellers. In beiden Fällen scheint damit das Verhältnis abgebrochen: da wird die Minne in beiden Stücken als Vermittlerin um Beistand angerufen (vgl. Ml. 1324—1397 und L. V, 1—6, 13—18). Wie in der Ml. die Minne den Liebhaber ermahnt, die Geliebte vor allem von seiner *„stæte“* zu überzeugen (vgl. Ml. 1334, 1351, 1397), so bildet auch in L. V diese *„stæte“* den Grundgedanken (vgl. L. V, 18—21, 26—32, 84), daneben wird das Motiv des Argwohns, jetzt natürlich mit Übertragung auf die Dame, wieder aufgenommen (vgl. L. V, 22—24).

Digitized by Google

Im folgenden Liebesbriefe (L. VI) wird das letzte Motiv insofern etwas weiter geführt, als der Argwohn der Geliebten durch bereits erfahrene Täuschung begründet wird. So bedeutet L. VI eigentlich einen Ruhepunkt in der Handlung.

Wie dann endlich nach dem dritten Briefe und nach dem persönlichen Eingreifen der Minne die strenge Geliebte der Ml. sich erweichen lässt, so auch die Dame des Briefstellers im siebenten Liebesbriefe. Wie ferner in der Ml. (1484 ff.) der Minne der Sieg über die Harte zugeschrieben wird, so zollt auch unser Dichter Amor wie der Minne Dank (vgl. L. VII, 1–5).

Damit ist in beiden Fällen das Ziel der Einigung erreicht, die Handlung der Ml. spitzt sich nun zu, sodass sie der Liebesbriefsteller nicht mehr brauchen kann, obwohl er natürlich an einzelnen Motiven, wie wir schon sahen, weiter plündert. Es tritt in seinen Briefen ein Hin- und Herschwanken zwischen Erhörung und Nichterhörung ein; wenn dann aber zum Schluss (vgl. L. XXI und XXII) das Verhältnis zu einem glücklichen Ende geführt wird, so haben wir auch darin ohne Zweifel den letzten Einfluss der Ml. zu erkennen.

Ausser der Minnelehre sind für unsere Briefsammlung die von ETTMÜLLER herausgegebenen LIEBESBRIEFE stark benutzt (*Sehs Briefe und ein Leich* hg. von L. Ettmüller Zürich 1843).

Abgeschrieben sind folgende Stellen:

1) L. III, 107 f.	dazu vgl. E. V, 4 f.
daz man von laid nit sterben mag,	ich clage, daz ich sterben niht mac von herceleide.
frow, daz ist myn sendi klag,	

Beide Stellen stehen auch in einem ähnlichen Zusammenhange, indem beidemal um die Gnade der Dame geworben wird (vgl. L. III, 101, E. V, 3).

2) L. III, 142	dazu vgl. E. I, 62
frow, ich bin üwer aigen,	nu bin ich worden [dîn] aigen.

Die unvermittelte Einschiebung dieses Motivs in L. III deutet auf direkte Entlehnung.

Digitized by Google

3) L. VIII, 1 ff.	vgl. dazu E. I, 1 ff.
Ich bin ain brieflin her komen,	Ich bin ein brief unde ein bode,
ze botten bin ich uz genomen,	in mîns juncherren gebode
D. I, 55	sol ich williclîche wesen.
ich bin ain prief, du solt mich lesen,	du solt mich, frowe, gerne lesen.

Die Nachwirkung des Ausdrucks *sol ich wesen* (E. I, 3) spürt man noch in L. VIII, 2 *bin ich uz genomen.*

4) L. XI, 53 ff.	vgl. dazu E. II, 36 ff.
noch sind ouch unverbunden	und claget sîne wunden,
min wunden als do ichs enphie,	die noch unverbunden stânt.

Grade diese Stelle ist sehr geeignet, um einen Einblick in die Arbeitsweise des Liebesbriefstellers zu thun. Offenbar wusste er am Schluss von XI nichts mehr zu sagen, was L. XI, 50 *nit me schrib ich an diser stat* beweist. Um aber seinen Brief noch etwas in die Länge zu ziehen, schlägt er seine Vorlage auf, greift das Reimwort in E. II, 35 *ze allen stunden* noch für den vorhergehenden Satz auf, dreht nach bekannter Gewohnheit die Verse E. II, 36 und 37 um, schreibt sie ab, den nichtssagenden Zusatz *als do ichs enphie* (L. XI, 54) macht die Veränderung der Reimworte notwendig, und endlich lässt er sich in seinem wenig poetischen Sinne das Bild E. II, 39 *der si künne gebinden* nicht entgehn und wendet es ganz schief noch in L. XI, 59 an:

din trost musz mich verbinden.

5) L. XII, 29 ff.	vgl. dazu E. III, 23 ff.
wie das ich, frow, nit by dir sy,	mîn herce müeze sîn dir bî.
doch wirt myn hertz din nimmer fry,	swie verre mîn wesen von dir sî.

Reminiscenzen sind ferner folgende Stellen:

1) L. III, 90 ff.	vgl. dazu E. II, 12 ff.
der mir begiesz dez füres rost,	ich sitze ûf ainem haizen rôst,
in dem myn hertze brattet,	der brennet mich dur daz herce mîn.

Digitized by Google

2) L. V, 9 ff.

wann dü zart mir senden knecht
nit tailen wil nach recht,
wann sy hat lieb und git
mir laid,

dazu vgl. E. V, 6 ff.

ich clage, daz uns beide
niht ein gelîchez twinget,
mich unde sî: mir bringet
ez leit, und sî doch freude
hât,

ebenso L. VIII, 68 f.

wan liebes lieb, du bist allain,
von der mir we und wol be-
schicht,

vgl. dazu wieder E. I, 49 f.

ich hân von dir befunden
baide liebe unde lait.

Diese entlehnte Gegenüberstellung hat dann der Liebesbriefsteller, wie wir schon sahen, mehrfach variiert.

3) L. VII, 24 f.

doch basz dann alle lüt
grüsz dich die werd Myn von
mir,

vgl. dazu E. III, 4 ff.

(und gewinne ich immer an dir
dail,
sô wizzes, liebe frowe, daz,)
daz nie wîp noch juncfrowe baz
gegrüezet wart von einem man.

4) L. VIII, 83 f.

frow, syd dich die Mynn herab
warff in myns hertzen grab,

dazu vgl. E. II, 20 f.

nu nim mich, vrowe, hin ze
grabe
und in daz raine herce dîn.

5) D. I, 69 f.

das ich dein nit vergessen
mag
untz an den jungsten tag

und E. III, 28

wan ich vergizze nimmer dîn.

6) D. IV, 27 f.

wann aller sein trost an euch
leit.
so helffend im, ez ist an der
zeit,

ganz ähnlich schliesst E. V, 29 f.

ûz sorgen, dâ ez inne lît:
wil ieman râten, des ist zît.

7) D. 5, 39

ach lieb, so ger ich gnad von
dir

und E. IV, 1

Gnâden ger ich, reinez wîp,

Ferner ist die Stimmung, die den Tod unglücklicher Liebe vorziehen möchte, aus den von Ettmüller herausgegebenen Briefen entlehnt, und dann wieder mehrfach variiert; man vgl.

Digitized by Google

L. XVI, 77 ff.

so wirt mir, lieb, von durst so we,
daz ich wünschet gern vil me
ains minickliches sterben,
denn leben vnd doch verderben.

oder L. XX, 47 f.

wann besser wär mir sterben,
denn alsus verderben,

und anderseits E. II, 12 ff.

ich sitze ûf ainem haizen rôst,
der brennet mich dur daz herce mîn,
daz mir bezzer möhte sîn,
daz mich der dôt enbunde.

Man beachte, wie in L. XVI, 77 ff. und in E. II, 12 ff. die heisse Glut des Herzens es ist, welche den Tod herbeisehnen lässt, wie ferner in L. XX, 47 ein ganz ähnlicher Ausdruck erscheint wie in E. II, 14. Ähnlich sind auch folgende Stellen:

L. III, 74

ach frow, ir wend mich töden

und E. VI, 12

dîn minne wil mich dœten.

Schliesslich dürfte folgendes im Ausdruck mehrfach leise variierte Motiv aus den Ettmüllerschen Briefen entlehnt sein:

L. VII, 73 f.

frow, wenn mir dü ougenwaid
engat, so hab ich sendez laid,

L. VIII, 46 ff.

och laides selten mir gebrist:
davon daz mir nit alli zit
din süsser anblik fröde git,

L. XI, 28 f.

da wider mir vnsanft beschicht,
wen mir engat din süsz gesicht,

dazu vgl. E. III, 18 ff.

wan solde ich immer bî dir sîn!
daz ich dich niht gesehen mac,
daist mînre freuden gar ain slac,

E. IV, 23 f.

swenne ich dich niht gesehen mac,
verfluochet sî der selbe dac,
und müeze gode geclaget sîn.

Weiterhin hat unser Liebesbriefsteller die drei in den FRAUENDIENST des ULRICH VON LICHTENSTEIN eingeschalteten Büchlein benutzt, die ja auch eine Art von Liebesbriefen waren. So sind aus dem ersten Büchlein folgende Stellen unter Veränderungen entnommen:

1) L. I, 3

doch syd gewald gnad sol han,

vgl. dazu U. 51, 32

gnâd bî gwalte wol gezimt.

Digitized by Google

2) L. XVI, 95 ff. vgl. U. 52, 13 ff.

dar zu so lid ich groszen strit
von minem hertzen alle zit,
wann ez dar nache vichtet,
wie ich ze dir verphlichtet
werd nach diner senden gir,

dâ wider hât sîn herze strît
und wil des nimmer ab gestân,
ez sî iu gerne undertân
mit der reinen eigenschaft
die man dâ heizet triuwen kraft.

Die Entlehnung ist um so offenbarer, als die Stelle in L. einmal gar nicht in den Zusammenhang passt, dann in der weiteren Ausführung wieder in puren Unsinn ausläuft (vgl. L. 100 ff.).

Einen stärkeren Einfluss hat das zweite Büchlein Ulrichs ausgeübt, und zwar vor allem auf den 19. Brief der Sammlung, welcher ebenso wie jenes von Anfang bis zum Schluss ein Zwiegespräch zwischen dem Dichter und der Minne enthält. In beiden Stücken haben wir gleich einen ähnlichen Anfang:

L. XIX, 1 und U. 142, 13

Ach werndi Myn u. s. w. Owê Minne, wa ist dîn rât?

L. XIX, 7

und gib ir rat

Beim Liebesbriefsteller soll zwar die Minne der Geliebten raten, allein gleich darauf giebt sie dem Dichter selbst wie bei Ulrich ihren Rat, und diese Mahnung, von der Liebsten abzustehn (L. XIX, 9 ff.), ist eine Reminiscenz an

U. 145, 10 ff.

sold ich alsô kêren
von mînen besten êren
die ich ze der werlt haben sol,
wie kund mir danne gelingen
wol?

wie sold ich armer denne leben?
wolt ir mir solhen rât geben,
herzen meisterinne?
ich mein iuch, vrow Minne.

Zugleich kann aber jene Mahnung eine Reminiscenz an die Reden der Tante Ulrichs sein, die ihrem Neffen von seiner all zu hohen Wahl abrät, ein Motiv, das doch offenbar in L. XIX, 10 durchblickt, vgl.

U. 16, 15

si ist ze hôhe dir geborn,

Digitized by Google

U. 16, 18 ff.

dâ von ist daz vil wol mîn rât,
und volge mir: daz ist dir guot:
nim von ir dienst dînen muot.

Man vgl. endlich auch noch die Rede der Geliebten selbst (U. 20, 24—21, 12).

Am auffälligsten aber tritt die Einwirkung von Ulrichs zweitem Büchlein im Abschluss des Zwiegesprächs zu Tage. Nachdem in beiden Fällen die Minne die klagenden Dichter beruhigt hat, heisst es am Ende

L. XIX, 52 ff.

Min, so sigest du genannt
ze ainem boten hin ze ir,
daz [du] grüsest sy von mir

und ebenso U. 154, 10 ff.

vil süeze Minn, nu lôn dir got,
daz du wil selbe sîn mîn bot
hin zuo der lieben vrowen mîn.

Das Nachschreiben wird über jeden Zweifel erhaben, wenn man in Rechnung zieht, wie in L. XIX die Wendung plötzlich und ganz unerwartet das Gespräch schliesst, während bei Ulrich die Botschaft der Minne schon lange vorher (vgl. U. 151, 27 ff.) angekündigt und vorbereitet ist, wie es ferner keinen weiteren Liebesbrief giebt, in dem die Minne als Botin aufträte.

Weiter sind Reminiscenzen aus dem zweiten Büchlein:

L. IX, 37 ff.

daz du mit so vestem tor
mir bist, lieb, beslossen vor:
ich main daz kloster, da du in
bist beslossen, frowe min,

L. IX, 59 ff.

doch waisz ich daz der Minne vor
mag wesen weder slosz noch tor,
sy gelaisti wol den list,
der sy entsliesz ze manger frist,

anders gewendet D. II, 6 ff.

ich sloß euch in meins hertzen grund.
niemant entsliessen kan die tür,
ir koment nimmer me herfür,

und U. 153, 17 ff., wo die Minne sagt:

so wil ich sâ mit mîner kraft
sliezen ûf ir herzen tor,

dazu U. 152, 3 ff.

als si vernem den boten mîn,
sô sol dâ sâ dîn helfe sîn,
und sol ûf sliezen mir daz tor
dâ ich bin lange gewesen vor
und kan ouch nimmer komen drin,
mir helfe drin dîn güetlîch sin.
ich meine ir herze: dêst verspart
und vor mir manicvalt bewart:
dâ soltu durch mich komen für,
und sliuz ûf dir und mir die tür.

Digitized by Google

Zunächst beachte man, wie bei Ulrich sowohl als auch beim Liebesbriefsteller die Minne die Kraft hat, Thor und Schloss zu öffnen (vgl. U. 153, 17 ff. u. L. IX, 59 ff.); weiterhin, wie beide Dichter in gleich unbestimmter Weise von einem trennenden Thore sprechen (vgl. U. 152, 3 ff. u. L. IX, 37 ff.), beide es dann durch die Worte *ich meine* erklären, allerdings ganz verschieden: Ulrich versteht unter dem Thor das Herz, der Briefsteller das Kloster. Es drängt sich die Vermutung auf, dass den letzteren erst der Begriff des Thores auf die Vorstellung des trennenden Klosters brachte, ein Motiv, das ihm als Geistlichen sehr nahe liegen musste.

Ein Anklang an das zweite Büchlein kann endlich sein

L. X, 9
und ich iht werd der sinne blint,

dazu vgl. U. 153, 32
ich wære an guoten witzen blint.

Aus dem dritten Büchlein sind dann noch folgende Züge entnommen:

1) Die Unfähigkeit des Schreibers, seinen Dank voll auszudrücken:

L. II, 1 ff.
frow, sid mir dü kunst erban
daz ich üch nit tancken kan
üwer gab nach myner ger u. s. w.,

L. VII, 83 ff.
ach frow, syd mir die kunst erban
daz ich dich nit geloben kan
und dancken als ich solti dir,

L. XXI, 65 ff.
davon hab ich nit ander klag
wann daz ich dir nit gedanken mag
nach wunsch, als ez min hertz begert
und als din tugent wäre wert,

zu diesen Stellen vgl.
U. 383, 7 ff.
nu râtet alle sunder kranc
(sô hilft iu got âne argen wanc)
wie ich tumbe, ich sinnes kranc,
gedanke der lieben werden vrowen mîn,

sowie U. 383, 20 ff.
wæn ich des daz ich sô tüge
daz ich ir gedanken müge
der vil werden angesiht
als ich solde? nein, ich niht.

Digitized by Google

2) Das Bild des dürstenden Tantalus, man vgl.

L. XVI, 68 ff.

mich dürst und sich vor mir
den se,
des (L. der) wasser mir ze aller
stunt
raiget, frow, an mynem munt,
nach dem ich wil verderben,
und mag doch nit erwerben
das ich sin werd getrencket.
ach wenn myn hertz gedencket
das ich musz iemer ungewert
sin dez trinckentz des ez gert,
so wirt mir, lieb, von durst
so we,

und U. 385, 32 ff.

dem marterære vil gelîche
den man dâ nennet Tantalus.
des nôt ist ouch gestalt alsus.
er swebet ûf einem breiten sê
und ist im doch vordurstewê,

U. 386, 11 ff.

sus sô kumt im ze aller stunt
spîse und trinken an den munt,
und aber sâ von danne.

Ausser den bis jetzt nachgewiesenen Quellen hat unser Dichter eine Anzahl von Liebesbriefen für sein Werk benutzt, die uns heute nicht mehr vorliegen, auf deren Existenz wir aber durch einen Vergleich mit Briefen des 14., vor allem aber des 15. und 16. Jhs. schliessen müssen. Aus diesen Briefen, die mehr volkstümlichen Charakters waren, hat der Liebesbriefsteller eine ganze Reihe von Zügen entnommen, mochte er auch auf der anderen Seite seine Briefe durch Einstreuung lateinischer Floskeln den meisten Laien ungeniessbar machen wollen. Die Gunst der Überlieferung hat uns zufällig zwei Briefe hinterlassen, von denen der eine ganz ähnlich beginnt wie L. XXII, der andere in seinem Verlauf eine ähnliche Stelle aufweist; man vgl.

L. XXII, 1 ff.

Vor hin, klaines brieffelin,
und sag der lieben frowen myn
grusz von hertzen und von munt
me denn hundert tusent stunt,
dar zu so bring och togen
ain grusz ir spilden ougen

und den Anfang eines Liebesbriefes des 15. Jhs. vom Niederrhein, der mitgeteilt ist in den „Beiträgen zur Kunde Preussens“ V, 182 ff.:

Digitized by Google

Vare hyn, du clenis bryffelyn,
und grüsse mir dy allirlibiste meyn,
grüsse sy nicht alleyne mit dem munde,
sundir mit meyns herczen grunde.

Weiter vgl. man einen Liebesbrief aus dem Jahre 1463, veröffentlicht in dem „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1819, Seite 239:

und grüss euch nicht allein mit dem Munde, sondern aus meines Herzen Grunde.

Ferner treffen wir die Wendungen von L. XXII, 4—6 in einem Liebesbrief des 14. Jhs., der im „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ II, 39 ff. mitgeteilt ist, vgl. V. 18 ff.

gruezz sei von mir tausent stunt,
gruezz mir ir wängel rosen var,
gruezz mir ir spilden augen chlar.

Wie den Anfang, so hat der Liebesbriefsteller auch den Schluss von XXII aus volkstümlichen Liebesbriefen übernommen, auch diesen kann ich zufällig belegen:

vgl. L. XXII, 25 f.	ebenso D. VIII, 53 f.
und lasz uns frisch und wol gesunt, untz ain rose gelt ain phund,	got spar üch, fraw, gesund, bis ain ros gelt ain pfund,

und den Schluss eines der von Pomezny und Tille in der Zs. f. d. Alt. 36, 356 ff. hg. Mattseeer Liebesbriefe (II, 26 f.):

Und frist euch got als lang gesund,
Wis daz ein rosenplat gilt tawsent phunt.

Auch sonst hat der Briefdichter derartige volkstümliche, zum Teil scherzhafte Schlussformeln angewandt, so

L. XI, 57
got lasz dich frisch und wol gesunt,

L. XII, 88 f.
und bitte dich,
das du siest frisch und fro,

Digitized by Google

L. XIV, 33 f.

hie mit dich got laz ze aller stunt
fry fro frisch und wol gesunt,

D. VI, 28 f.

bis, fraw, frisch und [wol] gesund,
bis ain nachtgall auß trinck dez meres grund,

D. VI, 35

so belib ich frisch, fro und gesund.

Volkstümlichen Einfluss verraten auch Schlüsse wie

1) L. XVI, 131 ff.

wann solt ichz alle schriben,
ich müst daz zit vertriben
mit geschrift untz an den jungsten tag,

dazu vgl. einen Brief von Hugo von Montfort (hg. v. Bartsch XX, Strophe 5) oder den Schluss eines Briefes aus dem 16. Jh., der im „Anzeiger f. K. d. dtsch. Vorzeit" N. F. V, 215 und 216 veröffentlicht ist:

Bartsch XX, Str. 5

Solt ich min trüw volschriben
Als mir nu ist ze muot,
(Vil sach die muoss ich miden),
Ich bdörfft vier schriber guot,

Anzeiger V. 31 ff.

und wan der himel wär papier
und ein yeder steren ein stolzer schreiber wär*),
so khund ich euchs, hertzlieb, nit erschriben,

ebenso vgl. Bragur I, 275, Strophe 4 und 5.

2) L. XIX, 57 ff.

und (L. von) wunsch ir dar zu liebes me
denn trophen hab der Bodemse.

Ich brauche kaum zu bemerken, dass dies Wunschmotiv überhaupt, welches so zahlreich in den Briefen des Liebesbrief-

*) Hierzu vgl. den bekannten unechten Freidank-Spruch 104, 11 g—i und dessen zahlreiche Parallelen.

Digitized by Google

stellers vertreten ist, ebenso wie die Häufung der Grussformeln, die wir z. B. in L. VIII, 12—16, D. I, 1—6, IV, 14—21, VI, 1—6 vorfinden, für ihn auf volkstümlichen Einfluss zurückgeht.

Schon früher sahen wir, wie unser Verseschmied es liebt, deutsche Sprüche in seine Briefe einzuflechten: auch diese Vorliebe geht auf litterarische Vorbilder zurück. Es existierten im Volke zwei-, vorwiegend aber vierzeilige Liebessprüche, wie wir sie zum Teil im Freidank zu einem Kunstwerk verbunden vorfinden, Sprüche, die, so kurz sie waren, schon als Liebesbriefe dienen konnten. So finden wir sie ja auch neben anderen, längeren Liebesbriefen z. B. in einer Incunabel des 15. Jhs. aus Karlsruhe (veröffentlicht im Anz. f. K. d. dtsch. MAs. III, 290 ff.) aufgezeichnet, ebenso in einer schlesischen Liedersammlung aus dem Ausgang des 16., bezw. Anfang des 17. Jhs. (vgl. Büschings Wöchentliche Nachrichten I, 87 und 342, II, 91). Um nun nicht allzukurz in den Liebesbeteuerungen zu sein, reihte man mehrere solcher Sprüche, oft ohne jegliche Verbindung, aneinander, und so entstanden ganze Spruchliebesbriefe, von denen uns aus dem 14. Jh. einige erhalten und in Lassbergs Liedersaal III, 107, 111, 197, 201, 205 veröffentlicht sind. In diesen Briefen finden sich ähnliche Sprüche wie bei unserm Briefsteller, und so ist es wahrscheinlich, dass er, der so überall zu plündern wusste, auch solche Quellen zu seiner Sammlung benutzt hat. Man vgl.

1) L. XI, 10 f.	und Ls. III. S. 107 V. 5 f.
wer möchti sender not erspechen, denn haben lieb und selten sechen?	Liebhanundseltensechen, Daz tut we, daz muoz ich jechen.
2) L. XII, 29 f.	und Ls. III. S. 107 V. 11 f.
wie das ich, frow, nit by dir sy, doch wirt myn hertz din nimmer fry	Lieb, mag ich by dir nit sin, So hestu doch daz herce min.

Angeregt übrigens und zum Teil auch gestaltet wird die letzte Stelle durch die Ettmüllerschen Briefe sein.

Damit wäre die Reihe der von unserem Dichter benutzten Liebesbriefe, von denen uns die meisten noch vorliegen, mehrere aber nur zu erschliessen sind, erschöpft, und es bleibt jetzt noch

Digitized by Google

zu untersuchen, ob ausserdem sei es litterarische Persönlichkeiten, sei es Strömungen auf den Liebesbriefsteller eingewirkt haben.

Vor allem können wir eine starke Beeinflussung von seiten KONRADS VON WÜRZBURG konstatieren, dessen weit verbreitete GOLDENE SCHMIEDE der Geistliche in seiner uns nun schon zur Genüge bekannten Art ausgeschrieben hat. Diese Plünderung ist vorzugsweise dem Schluss der Sammlung zu Gute gekommen, wo die kümmerlichen Gedanken ganz und gar auszugehen drohten. Man vgl.

L. XXI, 1 ff.

Könd ich mit rosenlechten
sprüchen wol geflechten
und mit geblümpten worten
söliches grusses porten,
der dir geb an laidez schimel
al die fröd die in dem himel
ist vnd iemer me sol sin,
daz tät ich, liebes lieb myn.
wärlich, liebe frowe zart,
nun hat myn kunst mangen gart
noch mich senden ungewert
blumen, die myn hertze gert,
uz den ich flechten, frowe myn,
sölt söliches grusses schäppelin,

weiter L. XXI, 23 ff.

erst hestu gezieret
min hertz vnd durchflorieret
mit rosenlechter süssikait

Vgl. GSchm. 60 ff.

er muoz der künste meijen rîs
tragen in der brüste sîn
swer dîner wirde schapelîn
sol blüemen unde vlehten,
daz er mit rœselehten
sprüchen ez floriere
und allenthalben ziere
mit vîolînen worten,

und weiter GSchm. 78 ff.

der künste meijen garte
ist leider mir ze wilde,
dar inne ich lobes bilde
dir, vrowe, solde würken.
zer zeswen und zer lürken
hende bin ich ungewert
bluomen, der min herze gert
ze diner wirde kranze.

Das Kunstbekenntnis Konrads ist also vom Liebesbriefsteller frei und doch wieder in enger Anlehnung an die Reime, die ihm ja viel Mühe machen, wie in engem Anschluss an die vorgefundenen Ausdrücke umgestaltet, so allerdings wiederum, dass es unter seinen ungeschickten Händen rechten Unsinn er-

Digitized by Google

giebt*): aus *der künste meijen garte* (GSchm. 78) macht er *myn kunst mangen gart* (L. XXI, 10), statt *ich bin ungewert* sagt er *hat mich ungewert* u. s. w. Der seltsame Ausdruck *an laidez schimel* (L. XXI, 5) endlich ist eine Reminiscenz aus

GSchm., 198
dû mirren vaz ân allen schimel.

Weiterhin ist eine Stelle im Nachwort zu der Liebesbriefsammlung aus der GSchm. entlehnt, vgl.

L. XXIII, 15 ff.	und GSchm., 108 ff.
wann ez hand, als ich dick lis,	lâ mich, an witzen ein getwerc,
die maister ab der rime wis	loufen ûf der sprüche wisen,
die blumen gar gemaiget	dâ der vil hôhen künste risen
und distel gar gesaiget;	dîn lop nû brechent alle.
aber wa in allen	swaz in der rede enpfalle,
waz kain blum enphallen,	daz ich die lese in mînen munt.
den brist ich vff mit gantzer gir.	

So hat auch sonst noch der Liebesbriefsteller allerlei Putz und Flitter aus der bilderreichen Sprache der GSchm. entnommen und meistens in unsinniger Weise entstellt. Zuweilen scheint nur noch „Schall und Rauch" eines Reimklanges oder Bildwortes zurückgeblieben zu sein, aber die Reminiscenz ist darum nicht weniger deutlich. Ich führe noch an:

1) L. VII, 57 f.	dazu vgl. GSchm. 170
möcht ich gewatten	und warf uns an der wünne
under ir trostes schatten,	schaten.

2) Ganz verschroben ist die bildliche Bezeichnung der Maria als *rôse âne dorn* (vgl. GSchm. 1210 ff.) mit Anwendung auf die Geliebte durchgeführt L. VIII, 35 ff.

die ich uz aller welt erkorn
hab als den rosen von dem dorn,
frow, mit sölichem orden
bin ich din swanger worden

*) Es wird aber vielleicht anzunehmen sein, dass an unserer Stelle noch eine grobe Verderbnis der Überlieferung hinzutritt.

Digitized by Google

recht als der rosz: wan der wirt
von dorn berürt, davon er birt
synen smack mit süssikeit.

3) L. X, 59 f. — dazu vgl. GSchm. 206

daz du in söliches iamers waben
wilt lassen dinen frünt begraben,

dû bist der süezen bete ein waben.

Mitgewirkt und zur ganz falschen Anwendung des Bildes verleitet haben könnte eine Stelle aus Konrads „Partonopier und Meliur“:

V. 7026 f.

in dûhte ir süezen minne waben
dô gar ze bitter vnd ze sûr.

4) L. XI, 19 ff. — vgl. dazu GSchm. 244 ff.

ach sol ich iemer geleben,
daz ich uz iamers ziegel
sách stettlich in dem spiegel
dins antlitz,

den gotes briuten allen treit
dîn schœne vor den spiegel:
alsam daz golt den ziegel
immer überglestet.

Wie oben die „Wabe des Jammers,“ so ist auch der „Ziegel des Jammers“ ein ganz absurdes Bild, zumal dem Ziegel hier gar nicht einmal der kostbarere Stoff des Goldes wie bei Konrad gegenübergestellt wird.

5) L. V, 3 f. — dazu vergl. GSchm. 204 f.

wann du hest mich verwiset,
min hertz mit laid gespiset,

wie kan dîn minneclicher munt
die sêle spîsen unde laben!,

L. XVI, 91 ff. — GSchm. 494 f.

da von so spiset mich unmut
als ander lüt daz essen tut;
lieb, mit sölicher senden klag
wird ich gespiset alle tag,

die siechen und die weichen
kan dîn gnâde spîsen,

L. XVI, 114 ff.

susz musz an dinen gnaden wesen,
ob ich, frow, genesen sol,
doch kanstu nit gar wol
siechen phlegen, daz tuncket mich,

6) L. XII, 72 f. — vgl. dazu die GSchm., in der das Bild des Durstes auf Maria sich bezieht:

wann mich türstet, lieb, nach dir
und nach dines trostes tranc,

Digitized by Google

L. XIV, 65

sy nach der ich dürstig*) bin,

L. XX, 72 ff.

daz mir dins trostes brunn
schencki, daz mir werd ain trunck
diner mynn, so würd ich junck,

GSchm. 590 ff.

und machet ez (scil. antlitz) sô minneclich,
daz den himelvürsten
muoz selben nâch dir dürsten,

GSchm. 336.

lesch uns den êwiclichen durst,

GSchm. 1350 ff.

dô klanc der kiusche brunne,
der noch dar inne klinget.
swer bôzet unde ringet
nâch sînen klâren tropfen,
der mac vil gerne klopfen,
wan er fliuzet im engegen.

7) Ein längeres Bild endlich ist aus dem Kompromiss zweier hervorgegangen, nähmlich L. XXI, 30 ff.

myn hertz vmbvangen hat ain reb,
der trübel süssikait sind so vol,
daz ich nit mer kumber dol,
wann wenn berürti mich daz laid,
so trophent sy mit süssikait
uff myn jamer und uff min we:
da von ufftringent fröden cle
und trostbarü plumalin.
sus waidet sich das hertze myn
in dem garten uff dem grasz,
daz ze aller zit mit fröden nasz
ist, wann in die selben ow
regent trostberes tow,
in dem myn hertz erkület sich.

Zwei Bilder also, das der Rebe und das des Gartens, sind sinnlos verbunden. Das erste Bild könnte immerhin beeinflusst sein durch GSchm. 206 f.

dû bist der süezen bete ein waben,
der schône tropfet zaller zît,

vgl. dazu L. XXI, 34

so trophent sy mit süssikait.

Das zweite Bild ist ebenso wie der Beginn von L. XXI aus dem Eingang der GSchm. entlehnt, vergl. 90 ff.; daher eben stammt der Gedanke der *ow* (L. XXI, 41), vgl. weiter

*) Lassberg: dürftig.

Digitized by Google

GSchm. 94
ûf grüenem klê,
L. XXI, 36
fröden cle.
GSchm. 95
touwes naz,
L. XXI, 42
trostberes tow.

Das bei Konrad in Beziehung auf die Kunst anmutig ausgeführte Bild erscheint bei dem Liebesbriefsteller höchst abgeschmackt.

Leichtere Reminiscenzen aus der GSchm. mögen endlich noch sein:

1) L. XIV, 11 f.
vnd sy magt was sin genesen
an arbait, als ich han gelesen,

GSchm. 1132 f.
und daz dû sicher mohtest sîn,
daz âne pîn gebærest dun.

2) L. XVII, 77 f.
hiemit enphil ich dich dem werden
kint,
ab dem sin futer az daz
rind,

GSchm. 1538 ff.
man vant in umbeziunet
in einer krippen als ein kint:
ob im ein esel und ein rint
höu zerten unde vuoter.

3) L. XXII, 18 f.
wan allez *) daz min herze
gert,
kan ich nit rim vinden,

GSchm. 88 ff.
der wilde rîm niht blüejet
vor mînes herzen ougen.

Neben der Goldenen Schmiede und vielleicht „Partonopier und Meliur" hat unser Autor sicher Konrads Engelhard gekannt, was zwei daraus entnommene Bilder beweisen:

L. II, 15 f.
doch als aim wunden nit vervacht
salb so sin herz truwen **) enpfacht,

und L. VIII, 11
maissel dez wunden hertzen myn,

*) Lassberg allein.
**) Lassberg truren.

Digitized by Google

dazu vgl. Engelhard 1920 ff.

ouch schuof der lieplîche ougen blic,
der nâch der guoten rede gie,
daz ime wart gegeben hie
sô tief ein minnen wunde
daz si verheilen kunde
kein salbe noch kein weizel.

Nicht so bestimmt lässt sich die Bekanntschaft des Briefstellers mit Konrads „Klage der Kunst" behaupten, indem die prozessualische Allegorie, die wir in L. XIX, 24 f. antreffen, auch durch andere Muster dieser Art angeregt sein kann.

Auch im Stil lässt sich die Einwirkung Konrads nachweisen, indem auf ihn die Vorliebe des Liebesbriefstellers für den Parallelismus der Glieder, zum Teil auch die Anwendung gewisser bequemer Reimfälle zurückgeht.

Aus den Quellennachweisen ist klar zu erkennen, wie unser Poet, mögen ihm auch manche Reminiscenzen ungesucht zufliessen, doch auch direct bestrebt ist, die Bilder und metaphorischen Ausdrücke seiner Muster auszuschreiben und damit seine Briefe zu schmücken. Wir sehen ihn darin jener für das 14. wie auch 15. Jh. charakteristischen Geschmacksrichtung huldigen, welche in dem manierierten Stil der „geblümten Rede" (vgl. den ähnlichen Ausdruck in L. XXI, 3. 12 u. XXIII, 17. 20) den idealen Ausdruck der Poesie erblickt. Was Ehrismann, der zum ersten Male in seiner Untersuchung über die Minneburg (Beitr. XXII) diese mehr formale litterarische Richtung scharf hervorgehoben und auch geschichtlich in ihren Anfängen wie ihrem Verlauf kurz verfolgt hat, a. a. O. auf S. 313 f. über den Dichter der Minneburg sagt, gilt zum grossen Teil auch für den Liebesbriefsteller. Auch er will originell sein, wenn ihm auch die Meister schon viel vorweggenommen haben (vgl. L. XXIII, 17 f.), auch bei ihm verdeckt ein Schwall von Phrasen die innere Unwahrheit. Auch bei ihm werden die Bilder, die dazu noch nicht einmal von ihm selbst erfunden sind, an den Haaren herbeigezogen und bis zur Geschmacklosigkeit, ja oft bis zum hellen Unsinn durchgeführt. Auch unser Dichter wendet vornehmlich da den schwülstigen Stil an, wo er gesteigerte Ge-

Digitized by Google

fühle zum Ausdruck bringen will, und wirkt so bei dem Mangel innerer Wahrheit oft lächerlich, während andere Partieen wiederum in schlichter natürlicher Sprache abgefasst sind. Auffällige Reimwörter dagegen, die auch ein Charakteristikum jenes Stils sind, begegnen selten.

Bei einem Autor geistlichen Standes wie diesem Briefdichter ist von vorn herein eine intime Vertrautheit mit der geistlichen Poesie wie Prosa zu erwarten, und so haben wir bereits Bekanntschaft mit Konrads Goldener Schmiede nachgewiesen. Interessant ist es ferner, seine Liebesbriefe durch den Briefstil der Mystiker beeinflusst zu sehn. Wollen wir auch grade nicht den religiös gefärbten Schluss als Folge einer solchen Einwirkung betrachten — denn ähnliche Schlussformeln kommen, wenn auch spärlich, in anderen Liebesbriefen vor —, so ist doch jener Einfluss unverkennbar in dem schon früher besprochenen Eingange der Briefe L. IX, XII—XVII, XXI wie in VII, 27—32 und VIII, 15—16. So stereotyp war dieser Eingangsgruss, der seine charakteristische Prägung eben den Mystikern verdankt, geworden, dass er sich bis ins 16. Jh. hat halten können, wie aus den in der Ztschr. f. Kulturgesch. I, 93—111 von Steinhausen mitgeteilten Frauenbriefen (vgl. Brief 1—8) hervorgeht. Überraschend ist die Änlichkeit jener Briefeingänge unseres Liebesbriefstellers mit denen Heinrichs von Nördlingen, und ich setze daher Parallelstellen aus dessen Briefen an Margarethe Ebner (hg. v. Strauch) hierher, ohne natürlich irgend eine direkte Bekanntschaft unseres Dichters mit des Mystikers Briefen behaupten zu wollen; vgl.

1) L. VII, 27 ff.

wan möcht ich mit gruszes wort
dir, lieb, senden sölichen hort
als Gabriel gedacht,
do er den grusz bracht
von himel der werden künigin,

L. VIII, 15 f.

ze gruse wünschet er dir me
gelück und Gabrielis ave

und anderseits Strauch XVI.

Der . . . . enbuit ir armer geträwer des minigkliches grusz frucht, den nu Gabriel, Marien bracht hat,

oder Strauch Nachtrag 2, IV

der enbuit . . . . des miniklichen grusz usz fliesszend süszigkeit, die die ewig minne . . . . bei dem usz erwelten usz allen chören der engel, dem zarten boten

Digitized by Google

Gabriel, in das rain vas und die aller liebsten und gelütersten sel Marien gesant hat.

2) L. XIV, 8 ff.

ich wölt dich dar zu gewern
des grusz, der ierem kint beschach,
der zit do sy jn erst ansach,

und Strauch IX

mit allen den freuden, die die selig jungkfrau und mutter gotz enpfieng in dem ersten anblick des frölichen antlitz irs kindz,

L. XVI, 6 ff.

so wünschet dir das hertze myn
daz dich Maria mit dem zart
grüsz, der ierem kind wart
von ir, do sy in erst an sach

ebenso Strauch L

und beger dir der freud in dein minnendes hertz, die Maria enpfieng in dem ersten anblick, den si tet an ir kind in dem ewigen leben,

endlich Strauch Nachtrag 1, LXIV

got der sun grusz dich in dem ersten blick, den er tet in sein selbs sel und in seiner werden junckfrauen und mutter Marien sel.

3) L. XIII, 13 ff.

das er dich, liebi frowe myn,
mit sölichem grusz haisz wilkomen sin,
der dich, lieb, enphahe hie,
als er sin muter dort enphie,
mit dem süssen umbevanck,
der ir mundel zamen zwang,

und Strauch XLIV

. . . . entbuit ir unwirdiger freund in got einen andechtigen grusz, ... do es sein mutter diszer sel in dem geist an iren armen gab und sies kuszet und in ir hertz trucket.

L. XVI, 10 f.

was da minickliches trostes beschach,
den müsz die raine magt von mir
mit ainem grusz geben dir,
vnd den süssen unbefang,
der Jesus munt an ieren twang.

Aber noch weiter lässt sich der Einfluss des mystischen Stils nachweisen. Wenn wir sahen, wie der Liebesbriefsteller an lateinisch citirte Stellen der heiligen Schrift, besonders des

Digitized by Google

hohen Liedes, anknüpft, so haben wir auch diese Eigenart zum Teil auf die Briefe der Mystiker (vgl. Susos Briefe, hg. v. Preger), vor allem aber auf ihre Predigt zurückzuführen, die sich mit Vorliebe in der mystischen Auslegung eben des hohen Liedes gefiel. Ja so stark ist dieser Einfluss der Predigt auf unsern Dichter, dass man beim Lesen seiner Briefe oft mehr den Eindruck einer Predigt (vgl. besonders L. IV) denn eines Liebesbriefes hat. Ferner scheinen mir einige Bilder, die einen etwas predigerhaften Anstrich haben, aus der mystischen Litteratur entlehnt zu sein, so

L. VII, 101 ff.

wann darzu wil ich flisse haben,
wie ich dü süssen buchstaben
diner zarten ler erzaig,

L. VIII, 74 ff.

(da du bist geworfen in
vnd von der werden Myn ergraben)
mit so tieffen buchstaben,

L. XII, 31

dar in dich hat dü Myn geschriben,

L. XVI, 19 ff.

o we minicklichü sat!
wie schön in mynem hertzen stat
daz zwy daz du geimptet hast.

Ja selbst das Bild

L. VII, 70 ff.

recht als ain rosz, der sich zerlat,
so er dez senften towes gert,
dez er ze maigen wirt gewert

kann ebenso gut aus der Sprache der Mystik wie aus der weltlichen Litteratur stammen, ich erinnere nur an eine ähnliche Stelle in Susos Briefen (Preger S. 44): *wie mag daz schön rosenzweig dez himelischen paradeis, daz zu allen zeiten stet in eins süszen meyens tow* u. s. w.

So muss man für unseren Liebesbriefsteller wohl beachten, dass ein an und für sich weltlicher Ausdruck doch aus der geistlichen Litteratur zuweilen übernommen sein kann. Wie-

Digitized by Google

viel endlich die Poesie der Mystiker auf unseren Dichter eingewirkt hat, können wir nicht mehr entscheiden, gekannt hat er sie jedenfalls bei seiner grossen Belesenheit.

Besitzen die Briefe des oberrheinischen Autors auch für uns nicht den geringsten poetischen Wert, und muss man jenem eher den Namen eines Kompilators als den eines Dichters beilegen, so bleibt anderseits die Briefsammlung, von der kultur- wie litterarhistorischen Seite betrachtet, immerhin eine interessante Erscheinung der mittelhochdeutschen Litteratur, ebenso interessant dadurch, dass sie uns schon fürs Mittelalter einen Liebesbriefsteller, wenn auch nicht ganz im modernen Sinne, vorstellt, wie dadurch, dass wir hier jene Kultur- und Litteraturströmungen, die schon schwach und matt geworden, mit einer jungen, kräftigen, freilich erst scheu hervortretenden Strömung gleichsam symbolisch vereinigt sehen: auf der einen Seite das Rittertum mit seiner schon längst verblühten Poesie, an deren Stelle mehr und mehr die fade Allegorie tritt, und die auch bereits dem Verfall zuneigende Mystik, auf der andern die gesunde volkstümliche Dichtung, die eine neue Zeit ankündigt.

Digitized by Google

II. Teil.

Geschichte des mittelalterlichen Liebesbriefes.

Kapitel 1.

Seine Anfänge. Entwicklung bis auf Wolfram von Eschenbach.

Vom 14. Jh. müssen wir bis zum 12. Jh. emporsteigen, wenn wir zu den Anfängen des deutschen Liebesbriefes gelangen wollen.

Wie der in Docens Miscellaneen II, 306 ff. mitgeteilte didaktische BRIEF ÜBER DIE MINNE, der bald nach 1150 vielleicht in Alemanien abgefasst sein mag, zeigt, gab es bereits um jene Zeit Briefe, die sich selbst in der Rolle eines Boten *) einführten, eine Stilart, die sich auf natürlichem Wege direkt aus dem mündlichen Botenverkehr entwickeln musste: der Brief löste gleichsam den Boten in der Sprecherrolle ab. War jener Brief nun schon selbst ein Liebesbrief? Docen hält ihn dafür, Scherer QF. XII, 90 nannte das Stück schon richtiger „Ratschläge für Liebende," am zutreffendsten hat Steinmeyer (Anz. f. d. Alt. II, 238 ff.) den Inhalt definiert: Lebensregeln für Damen wie Ritter will der Brief geben, eine Absicht, die, wie Steinhausen mit Recht vermutet, in dem zu Anfang verlorenen Verspaar ausgesprochen gewesen sein muss, da der Dichter sonst Zeile 6 nicht einfach *si* hätte sagen dürfen. Aus zwei in sich abgeschlossenen Teilen besteht denn auch das kleine, merkwürdige Stück: der erste Teil bis Zeile 11 enthält Ratschläge für die Lebensführung der Frauen, der zweite, weitaus grössere Teil giebt Rittern nun nicht über die

*) Vgl. *ich bin ein heimlich(er) bote.*

Digitized by Google

Liebe, sondern über die Erwerbung von Tugend und Ehre Anweisungen. Es ist gradezu ausgeschlossen, dass man einen Brief von derartigem Inhalt einer Angebeteten hätte zusenden sollen, und so ist die Briefform nur als eine gefällige Einkleidung zu gesellschaftlichen Zwecken gewählt. Keinen wirklichen Brief, viel weniger noch einen Liebesbrief haben wir also vor uns, und doch dürfen wir aus jener interessanten Einkleidung mit Sicherheit schliessen, dass es bereits bald nach der Mitte des 12. Jhs. auch wirkliche Liebesbriefe mit ähnlichem Eingange und ähnlicher äusserer Form, wie jener didaktische Minnebrief sie aufweist, gegeben hat; denn diese müssen ja das Vorbild für die übertragene Form, die nur der Einkleidung gesellschaftlicher Lehren dient, erst abgegeben haben. Wenn wir einen derartigen Eingang wie den obigen erst in Briefen des ausgehenden 13. Jhs. (vgl. Ettm. I, 1) wieder belegen können, so erklärt sich diese Thatsache einfach daraus, dass bis dahin alle uns bekannten Liebesbriefe in Romanen überliefert sind, in deren Zusammenhange natürlich der Brief nicht als Bote auftreten konnte. Die Anfänge des Liebesbriefes sind demnach in die Zeit des aufkommenden Minnedienstes zu setzen, mit dem sie eben auch sicher in ursächlichem Zusammenhange stehen werden. Zu demselben Resultat führt die nun folgende Betrachtung des ältesten uns überkommenen höfischen Liebesbriefes, den wir bei dem Vater des höfischen Romans, bei VELDEKE in seiner Eneit V. 10794—10805 antreffen.

Die Anregung zu diesem Briefe, den Lavinia an Äneas schreibt, schöpfte Veldeke aus seiner Quelle (Roman d'Eneas ed. Salverda de Grave, Halle 1896), wo V. 8780—8792 der entsprechende Brief zu finden ist. Ein Vergleich des Veldekischen Liebesbriefes mit dem seiner Vorlage ergiebt folgende weitgehende Verschiedenheiten:

1) Während der Brief der Vorlage nur inhaltlich wiedergegeben ist, gestaltet Veldeke einen eigentlichen Brief daraus, in dem Lavinia den Äneas anredet.

2) Der Brief der Vorlage beginnt mit dem Entbieten des Grusses, Veldekes Brief mit dem Entbieten des Dienstes, ohne

Digitized by Google

jenes charakteristische Motiv des späteren Liebesbriefes bereits zu enthalten.

3) Wie der Anfang, so ist auch der Verlauf des ganzen Briefes völlig frei von Veldeke gestaltet, und nur bei einer Wendung liesse sich direkt Einwirkung der Vorlage behaupten, das ist

Eneit V. 10797

de her es vor alle man,

vgl. dazu die Quelle, V. 8783

ne li ert mais de nule rien.

Sonst aber lässt sich gar keine Abhängigkeit konstatieren, mag natürlich auch dieser oder jener Gedanke im Original einen ähnlichen bei Veldeke hervorgerufen haben. Wir treffen vielmehr Gedanken und Ausdrücke an, die den späteren Liebesbriefen ureigen sind und wohl schon damals für den deutschen Liebesbrief charakteristisch gewesen sein mögen. Ich weise hin auf

Eneit V. 10798

want si hem bat goedes gan,

(vgl. dazu Ml. 1196 sowie L. an vielen Stellen),

ferner Eneit V. 10800

end si sîn vergeten niet enmach,

(vgl. dazu u. a. E. III, 28).

Aus diesem Vergleich folgt für den Stand der Entwicklung des Liebesbriefes im zweitletzten Jahrzehnt des 12. Jhs. folgendes: Während die den späteren Liebesbriefen eigentümliche Grussform des Eingangs noch fehlt, obgleich sie die Quelle hätte an die Hand geben können, treffen wir anderseits das zweite Charakteristikum des Eingangs, die Dienstversicherung, im Gegensatz zu einer Vorlage an. Beide Thatsachen, welche die Unabhängigkeit Veldekes seiner Quelle gegenüber in helles Licht stellen, wie auch jene oben angeführten Wendungen beweisen mit Evidenz, dass der deutsche Liebesbrief, um so frei behandelt werden zu können, schon eine Entwicklungszeit hinter sich haben musste, und so gelangen wir auch

Digitized by Google

von dieser Seite bis hinauf in die sechziger oder siebziger Jahre des 12. Jhs. Daher ist der Schluss Steinhausens (Geschichte des deutschen Briefes s. 7 Anm. 1) aus Eneit V. 10789 (*si scrêf in skônem latîne*), es sei zur Zeit Veldekes noch üblich gewesen, lateinische Briefe im Verkehr der Laien zu schreiben, voreilig und unnötig; denn natürlich wird ja Lavinia als Latinerin auch Latein schreiben, und obendrein besässe der Zusatz keinen authentischen Wert, da er aus der Vorlage Veldekes stammt, vgl. dort V. 8778 *si a escrit tot en Latin!* *)

Enthielt der Veldekische und ebenso auch wohl der ursprüngliche Liebesbrief ganz im Einklang mit der Form des kurzen Reimpaares mehr in epischer Weise dargestellte Gedanken und Motive, indem er ja den Boten vertreten sollte, so nahm er in der höfischen Blütezeit immer mehr lyrischen Charakter an, und der nächste uns erhaltene Liebesbrief aus dem ersten Decennium des 13. Jhs., der im Wigalois des WIRNT VON GRAVENBERG überliefert ist, wo ihn Wigalois an Larie (V. 8759—8779) schreibt, bedeutet einen grossen Fortschritt gegenüber dem Briefe Veldekes. Empfindung ist an die Stelle von Schilderung getreten, aus der dritten Person der Anrede, die wir noch bei Veldeke vorfinden, ist somit die zweite geworden. Das Motiv des Grusses erscheint für uns zum ersten Mal, nach wenigen Versen am Anfang, die Geliebte wird in steten Wiederholungen gepriesen, wie sie die Lyrik an die Hand gab, gegen den Schluss wird sie um „Heilung" gebeten: wir erkennen schon eine Disposition.

Noch weiter entwickelt in derselben Richtung erscheint ein gleichzeitiger, vielleicht um ein paar Jahre jüngerer, in

---

*) Ebenso irrig ist die ähnliche Schlussfolgerung Steinhausens s. 12 für das 13. Jh. aus den Worten Ulrichs von Lichtenstein 195, 13 *(ein tiutscher brief ouch dâ bî lac)*. Wenn der Brief als ein in deutscher Sprache abgefasster besonders hervorgehoben wird, so hat dies seinen einfachen Grund darin, dass die Stadt Villach, in welcher Ulrich den Brief empfängt, an der Grenze jenes buntsprachigen Gebietes liegt, das Ulrich auf seiner abenteuerlichen Venusfahrt grade durchzogen hat. An einen Gegensatz zur lateinischen Sprache aber ist keineswegs zu denken.

Digitized by Google

WOLFRAMS Parzival Buch XIV (Lachm. 715) eingereihter Liebesbrief, den Gramoflanz an die Schwester seines Gegners Gawan, Itonje, schreibt. Während schon rein äusserlich betrachtet der Brief im Wigalois nur 21, und rechnet man die 4 sich auf die Handlung beziehenden Verse noch ab, nur 17 Verse zählt, enthält der Wolframsche deren 30, einen runden Absatz; während dort der Brief gleichwie in der Eneit mitten in einem Reimpaar endet, steht er bei Wolfram als ein in sich abgeschlossenes kleines Kunstwerk da. Die Disposition oder das Schema, das in der Folgezeit immer wiederkehren wird, ist zum ersten Male scharf ausgeprägt: der Gruss ist ganz in den Vordergrund getreten, in enger Verbindung damit erscheint das Motiv der Dienstversicherung, den grössten Teil des Briefes nimmt, ganz allgemein gesagt, der Preis der Geliebten ein, der Schluss enthält die Bitte um Erhörung. Ein Vergleich ferner dieses Liebesbriefes mit dem Wirntschen zeigt, da sich keine direkte Beeinflussung von dieser oder jener Seite nachweisen lässt und auch sonst nicht nahe gelegt wird, wie gewisse Motive und Ausdrücke Gemeinplätze des Liebesbriefes geworden sind, so *trôst, triuwe, freude, geselleschaft, stæte.* Neu ist bei Wolfram die Betonung der *güete,* neu charakteristische Wendungen des späteren Liebesbriefes wie

Lachm. 715, 3

frouwelîn, ich meine dich,

oder Lachm. 715, 21 ff.

nu gedenke ane mir, werdiu magt,
waz ich dir kumbers hân geklagt;

zahlreicher sind endlich die Bilder. Typisch ist der Wolframsche Brief auf der anderen Seite durch die Ideenarmut und die daraus entspringende Wiederholung derselben Gedanken, ja derselben Ausdrücke (vgl. Lachm. 715, 2, 29, 30; 715, 4, 7; 715, 8, 19).

Im Parzival begegnen wir noch einem zweiten Briefe: gleich im I. Buche (Lachm. 55, 21—56, 26), wo ihn der fliehende Gahmuret an die verlassene Belakane schreibt. Allein dieses Schriftstück ist so ganz und gar individuell gehalten und der

Digitized by Google

Situation entsprungen, dass ich nur auf den alten, epischen, formelhaften Briefeingang, der an Veldeke erinnert, aufmerksam mache:

Lachm. 55, 21

Hie entbiutet liep ein ander liep.

Die höchste Entwicklungsstufe des Liebesbriefes fällt gewiss in die beiden ersten Jahrzehnte des 13. Jhs., in jene Zeit, wo es höfische Erziehung und Bildung erforderten, dass die angehende Dame in gleicher Weise wie der zum Ritter heranreifende Jüngling vor allem in der Konversation, und damit auch im Briefschreiben geübt waren (vgl. Gottfrieds Tristan ed. Massmann 205, 23 ff. *si kunde . . . brieve und schanzûne tihten*, von Isolde gesagt). Wie dann mit dem Verfall des Rittertums und seiner Dichtung in allen Litteraturgattungen von dem Erbe der grossen Poeten gezehrt wurde, so hielt man sich auch für den Liebesbrief eng an die Muster der Blütezeit, und eine Weiterentwicklung war, wenigstens für das 13. Jh., damit ausgeschlossen.

Kapitel 2.

Die Büchlein.

Im dritten Jahrzehnt des 13. Jhs. treten uns die drei Büchlein ULRICHS VON LICHTENSTEIN entgegen, die, wie wir wissen, der Konstanzer Liebesbriefsteller für seine Sammlung benutzt hat; das erste ist gedichtet im Jahre 1223, das zweite 1226, das dritte 1227 (vgl. Knorr, Q. F. IX, 52). Die erste Frage, die wir aufwerfen müssen, ist die, ob denn der Name „Büchlein" dasselbe bezeichnet wie der Ausdruck „Brief." Man hat sich seit den Tagen von M. Haupt, der die Büchlein Hartmanns von Aue (1842) zum ersten Male herausgab, daran gewöhnt, nach seinem Vorgange (vgl. die Vorrede zu s. Ausgabe, S. VIII) Briefe und Büchlein einfach für dieselbe litterarische Gattung zu erklären (so sind ihm gefolgt Bartsch in s. Ausgabe des Titurel, Anm. 200, 2, Wackernagel-Martin, Litteraturgeschichte I, 346 ff.), und doch ist ein grosser Unterschied zwischen der Gattung der Briefe und der der Büchlein vorhanden. Wie denn M. Haupt (a. O. S. VII) es selbst für billig hält, denjenigen Namen einer litterarischen Gattung der Vorzeit beizubehalten

Digitized by Google

und hervorzuheben, welchen dies seinen Erzeugnissen selbst gegeben, so wollen wir auch hier zunächst nach dem Beispiel des Mittelalters scharf jene beiden Gattungen unterscheiden. Nie bezeichnet Ulrich von Lichtenstein ein *büechelîn* mit *brief* oder umgekehrt, ist ja doch ein *büechelîn* ein aus mehreren Blättern bestehendes Werkchen, das man aufschlagen und darin man blättern kann (vgl. Frauendienst 59, 16 f.; 141, 2 f.), während ein Brief ein einziger Pergament- oder Papierstreifen ist und daher von vornherein nicht die Ausdehnung eines Büchleins besitzt. Abgesehen von diesen äusseren Unterschieden machen aber auch innere Gründe die Scheidung der beiden Begriffe unbedingt notwendig. Betrachten wir die ältesten uns überkommenen Büchlein, eben jene beiden von M. Haupt edierten, von denen aber das zweite Hartmann von Aue wohl (mit Saran und Kraus) wird abgesprochen werden müssen, so werden wir finden: Die Büchlein sind Auseinandersetzungen über die Minne, führen aus, wie ein wahrer „Minner" beschaffen sein soll, um Liebe zu erwerben oder zu erhalten, daher die vielen Vergleiche und Sentenzen, von denen die letzteren oft charakteristisch einen neuen Abschnitt einleiten, die Geliebte selbst aber steht gar nicht im Mittelpunkt, — kurz, die Büchlein sind Gedichte, in denen ein Thema lehrhaft behandelt wird, also didaktischer Natur. Anders der Brief. Hier steht die Liebste im Mittelpunkt, sie wird angeredet, gefeiert, die augenblickliche Empfindung wird ausgesprochen, der Brief ist mehr lyrischer Natur.

Im Zweck allerdings berühren sich Brief und Büchlein: beide werden der Geliebten zugeschickt, um sie gnädig zu stimmen, beide werden daher von diesem Gesichtspunkt aus von Ulrich mit dem Namen *„botschaft"* belegt, obwohl diese Bezeichnung speziell wieder für Büchlein gern angewandt wird. Bei diesem gemeinsamen Zwecke nun war eine gegenseitige Beeinflussung der ursprünglich getrennten Gattungen zu natürlich, und dies Verhältnis sehen wir bereits in Ulrichs Büchlein vor uns, in denen nicht mehr ein allgemeines Thema, sondern die Geliebte selbst im Mittelpunkte steht.

Digitized by Google

Liebesbriefe mit ganz ähnlichem Eingange wie der auf einem langen Pergamentstreifen aus der Mitte des 14. Jhs. uns überkommene, der ebenfalls aus bairischem Sprachgebiete stammt (mitgeteilt durch Massmann im Anzeiger f. K. d. dtsch. Ma. II, 39), müssen Ulrich bei der Abfassung seines ersten Büchleins vorgelegen haben, vgl.

U. 44, 17 ff.

Dîns gelückes walde got,
vil kleinez puoch, getriuwer bot,
daz du sæliclîch gevarst,

ebenso U. 44, 23

des hân ich frum, du êre,

und Anz. V. 1 f.

Vil lieber prief, nu var mit hail,
du gewinnest aller sälden tail,

und Anz. V. 5

daz ist dir ein michel er,

Anz. V. 15

nu var hin, du verst mit eren.

Aber auch im weiteren Verlauf des Büchleins lässt sich eine grosse Übereinstimmung sogar in der Reihenfolge der Gedanken und Ausdrücke bemerken. Auf die Anrede an den Brief als Boten folgt in beiden Fällen der Gruss an die Geliebte, darauf die Dienstversicherung (vgl. U. 45, 11 *gruoz und al den dienest mîn*, Anz. V. 16—28 *und grusz* u. s. w. V. 29 *und sag ir meinen dinst*), und auch im Fortgang treffen wir ähnliche Wendungen an, wenn auch in anderer Version (vgl. U. 45, 19—30 und Anz. 30—40). Von U. 50, 12 ff. an entdecken wir wieder die grösste Übereinstimmung, man vgl.

U. 50, 12 ff.

ich wunscht daz ichz du solde sîn.
zehant als du kumst aldar
und daz ir wîze hande clâr
dich beginnent wenden
vor güete in mangen enden,
und an dich kêret dicke
ir tougen spilnde plicke,
und an dich wendt ir rôten munt,
sâ an der selben stunt
wolt ich dar ab ein küssen steln.
daz solt ab du mit triwen heln.
sold ichz mit heile pringen dan,

und Anz. V. 4 ff.

dich siecht mein frau selber an,
daz ist dir ein michel er.
dir widervert noch eren mer,
da von piz fro daz ich dich send:
si pewt nach dir ir weizze hend;
dir mag noch mer werden chunt:
si list dich mit irem roten munt.
daz wolde got, und schold ez halbez mir
widervaren daz man doch dir

Digitized by Google

wer wær ich danne, ich sælic man! grozzer eren dort erbewt, zwar so wer mein säliger tag bewt.

Ein Abhängigkeitsverhältnis liegt bei so grosser Übereinstimmung auf der Hand, nur ist die Frage noch offen, ob der Verfasser des von Massmann mitgeteilten Liebesbriefes Ulrich benutzt hat, oder ob umgekehrt Ulrich ähnliche Liebesbriefe wie jener vorgelegen haben. Das Letztere war der Fall; denn

1) Ulrich war 1223 ein ganz junger Dichter, der sich überall noch an Muster anlehnte.

2) Wenn man den in der Zs. f. dtsche Phil. VI., 443 ff. veröffentlichen mitteldeutschen Liebesbrief von 1434 sowie den bereits erwähnten sächsischen von 1463 mit dem Massmannschen vergleicht, so wird man in Anlage, Motiven u. s. w. die grössten Ähnlichkeiten entdecken. Daraus folgt, dass der Brief des 14. Jhs. nach einem allgemeinen Muster gedichtet war.

3) Hätte der Verfasser des bairischen Liebesbriefes wirklich aus Ulrich abgeschrieben, so hätte er mit kaum glaublichem Geschick zwei getrennte Stellen (U. 44, 17 ff. u. 50, 13 ff.) im Anfang seines Briefes zu einer schönen Einheit verbunden.

4) Endlich greift Ulrich anderseits mit langer Einleitung in 50, 3 ff. auf ein Motiv zurück, das schon kurz vorher (49, 20 ff.), abstrakter zwar, behandelt ist, und das er mit Hilfe seiner Quelle noch weiter ausmalen wollte.

Damit ist für das dritte Jahrzehnt des 13. Jhs. die Existenz von Liebesbriefen erwiesen, die einen ganz ähnlichen Eingang besitzen müssten, wie der erst aus der Mitte des 14. Jhs. überlieferte. Auch von dieser Seite aus sehen wir die schon früher aufgestellte Behauptung bestätigt, dass die charakteristische Ausbildung des Liebesbriefes bereits im Anfang des 13. Jhs. ihren Abschluss gefunden hat.

Der Einfluss der Liebesbriefe auf die Büchlein verstärkte sich im Laufe des 13. Jhs. so, dass ein aus dem 14. Jh. stammendes, in THÜRINGEN entstandenes BÜCHLEIN mit 368 Versen (hg. v. Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte S. 73—83) schon mehr einem Briefe als einem Büchlein gleicht. Die lange,

Digitized by Google

epische Einleitung, deren Anfang uns nicht einmal überliefert ist, verrät zwar noch die alte Gattung, von V. 35 aber bis zum Schluss steht die Geliebte im Mittelpunkt, ihre geistigen wie körperlichen Vorzüge werden in überschwänglichen Ausdrücken, welche zum Teil die Marienpoesie lieferte, gepriesen, am Ende wird sie selbst angeredet und um Hilfe angefleht. Auch insofern ist dies Büchlein, das ganz gewiss nicht, wie Bartsch in der Vorrede meint, auf einem langen Pergamentstreifen der Gefeierten zugeschickt worden ist, höchst interessant, als darin höfische, geistliche und volkstümliche Motive wie im Liebesbriefsteller vertreten sind.

Umgekehrt konnten die Büchlein, nachdem sie den Liebesbriefen genähert waren, wieder auf diese einwirken, eine Erscheinung, die wir bereits beim Liebesbriefsteller konstatiert haben, die uns aber gegen Ende des 13. Jhs. noch überraschender entgegentreten wird.

Kapitel 3.

Die Liebesbriefe aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Seit der Mitte des 13. Jhs. scheint man sich mit Vorliebe darauf zu beschränken, unter Wahrung der alten, fest gewordenen Briefform den Wirntschen Liebesbrief nebst den ihn umgebenden Partieen immer wieder auszuschreiben, bald ganz wörtlich, bald in freierer Gestaltung. Fast alle aus der zweiten Hälfe des 13. Jhs. überlieferten Briefe verraten diesen Einfluss, wiederum ein sprechender Beweis für die Beliebtheit jenes Artusromanes, von dem wir über 30 Hss. besitzen.

Etwa um das Jahr 1250 entstand am Oberrhein eine kleine, anmutige Erzählung, von Pfeiffer, der sie 1852 zuletzt herausgab*), die MINNELEHRE genannt, ganz eigenartig dadurch, dass an der Hand von hin- und hergesandten Briefen ein Liebesverhältnis angesponnen und fortgeführt wird. Bei unserer historischen Betrachtung interessieren uns von diesen Briefen in erster Linie die des Liebhabers an seine Geliebte, da die

*) Heinzelein v. Konstanz [dem sie Pf. irrig zuschrieb] S. 3—98.

Digitized by Google

Briefe der letzteren als Antworten auf den empfangenen Brief ganz und gar individuell gehalten sind. Nur der Eingang des letzten Briefes von ihrer Seite weist eine übliche Briefformel auf, wie der Brief an „Frau Venus“ in Ulrichs Frauendienst zeigt, man vgl.

Ml. 2185 ff.	und U. 231, 29 ff.
Künd ich von lieben sachen	Kund ich mit worten süezen
getihten unde gemachen	iuch, vrowe, wol gegrüezen,
ein minneclîchez grüezen	daz tæt ich ûf die triwe mîn.
. . . . .	
daz tæte ich, trût geselle mîn,	

Alle die fünf Briefe, die unserer Betrachtung noch vorbehalten bleiben (Ml. 1061—1086, 1189—1226, 1401—1448, 1539—1562, 2079—2166), sind nach dem alten Schema verfasst. Sie beginnen sämtlich mit einem längeren Gruss (gewöhnlich von Gott), es folgen Dienstversicherungen, Preis der Geliebten, zum Schluss erscheint zum ersten Male anstatt der allgemeinen Bitte um Gehör die etwas dreistere um ein Stelldichein. Aber auch dies Motiv wird höchst wahrscheinlich schon älter sein. Wird jenes Schema einmal durchbrochen wie V. 1539 ff., so hat dies seinen Grund in der durch die Handlung bedingten individuelleren Abfassung des Briefes. Neben vorliegenden Briefmustern hat dann der Dichter der Ml. den Wirntschen Liebesbrief stark ausgeschrieben. Schon Pfeiffer hat in einer Anmerkung zu den VV. 1071—1079 (S. 144) darauf hingewiesen, wie diese ganze Stelle mit nur geringen Änderungen aus Wigalois V. 8759—8767 entlehnt ist. Ich setze beide Stellen nochmals einander gegenüber:

Ml. 1071 ff.	und Wig. 8759 ff.
trôst in mînem leide,	trôst in mînem leide,
des Wunsches ougenweide	des wunsches ougenweide
sît ir und mîner sælden spil.	sît ir, und der sælden spil.
mit liebe ich gerne dienen wil	mit liebe ich iemer grüezen wil
iu, vil tugenthafter lîp.	iuwern minneclîchen lîp.
ich hân iuch für elliu wip	ich hân iuch für elliu wîp
mir erwelt ze lône.	erwelet mir ze lône.
mîner fröuden krône,	miner freuden krône,
herzevrouwe, daz sît ir.	frouwe Larîe, daz sît ir.

Digitized by Google

Aber noch weiter lässt sich der Einfluss aufdecken. Zunächst hat auf denselben Brief der Ml. die im Wigalois dem Liebesbriefe kurz vorangehende Partie stark eingewirkt; vgl.

Ml. 1066 ff.

mînen dienstlîchen gruoz
enbiute ich iu und allez
guot,

Ml. 1082

liep, mîn herze iu liebe treit,

Ml. 1086

gebietent mir, ich bin bereit,

und anderseits Wig. 8705 ff.

mit worten und mit sinne
enbôt er sîner amîen,
der schœnen magt Larîen,
sînen gruoz und allez guot,
als noch vil dicke ein ritter tuot
dâ er herzeliebe treit
und der sîn dienest ist bereit.

Zu Ml. 1082 vgl. auch noch aus dem Liebesbrief im Wigalois V. 8774

mîn herze iu wâre minne treit.

Auch im zweiten Briefe des Liebhabers verspüren wir die Nachwirkung jenes Briefes, vor allem der fast wörtlich entlehnten Stelle, ich führe an:

Ml. 1189

Aller vrouwen krône!,

Ml. 1197 ff.

frouwe, ich hân iuch ûz erwelt
und ze liebe mir gezelt
ze trôst in mînem leide,
ze mîner ougenweide,

Ml. 1206 ff.

und hete iuch ûz der frouwen schar
ze wunsche und ouch ze heile
alleine mir ze teile
für alle frouwen ûz erkorn.

Ml. 1216 ff.

liep, daz ir noch koment wider
und mir wendent mîniu leit,

zu der letzten Stelle vgl. Wig. 8777

sô kumt und heilet mich.

Im dritten Briefe des Liebhabers lässt sich nur noch eine Reminiscenz aus Wigalois nachweisen, nämlich

Digitized by Google

Ml. 1417 ff.

(unt dîn güetlîch lachen,
vrouwe, daz kan machen,)
daz lîp unt die sinne mîn
müezen dîn gevangen sîn,

dazu vgl. Wig. 8778 f.

iuwer gevangen bin ich,
an mir ligent iuweriu bant.

Von da ab hört der Einfluss des Wigalois auf.

An eigentlich neuen Gedanken brachten die Liebesbriefe in der Ml. wenig hinzu, nur auf ein Motiv sei hingewiesen, welches hier zum ersten Male, dann aber immer wieder in den Briefen erscheint, das ist, kurz gesagt, der Zauber des Anblicks der Geliebten (vgl. Ml. 2095 ff.). Als mehr formales Charakteristikum des Liebesbriefes, das hier ebenfalls zum ersten Male auftaucht, sei endlich die zahlreich wiederholte Anrede der Dame als *frowe* oder *liep* mit und ohne Epitheton hervorgehoben.

Ebenso stark wie der Dichter der Ml. hat auch der PLEIER den Liebesbrief im Wigalois für seine beiden in den Meleranz (hg. v. Bartsch) eingelegten Briefe benutzt. Wir kommen damit zeitlich in das letzte Drittel des 13. Jhs.*)

Die weitgehendste Einwirkung des Wigalois zeigt der Brief, den Meleranz als Antwort auf den ihm von der Heldin des Romans, Tydanie, gesandten Liebesbrief schickt, und ich beginne daher mit jenem (Mel. 3993 ff.). Im Unterschied zum Dichter der Ml. hat der Pleier nicht jene lange Stelle aus dem Wigalois fast wörtlich abgeschrieben, sondern die einzelnen Verse derselben in den Verlauf seines Briefes verwebt, nachdem er sie bisweilen umgestaltet hat. Man vgl. mit der bereits citierten Stelle in Wig. 8759 ff.

Mel. 4006 ff.

mînes herzen küneginne
sît ir und al diu fröude mîn.
frowe, ir müezet immer sîn
mîn trôst, mîns herzen krône.
nâch iuwerm süezen lône
wil ich dienen immer,

*) Prof. Schröder ist freilich geneigt, die Minnelehre zeitlich noch unter den Pleier herabzurücken ins letzte Drittel des 13. Jhs.

Digitized by Google

Mel. 4018 f.

ich hân iuch für alliu wîp
ze einer frowen mir erkorn.

Einwirkung des im Wigalois enthaltenen Briefes erblicke ich auch in dem Anfang des Briefes im Meleranz, vgl.

Mel. 3993 f.	und Wig. 8772 ff.
Ich	triuwe und rehte geselleschaft
embiut iu dienst mit triuwen ganz	die leiste ich iu mit stætecheit,
und ân allen valschen muot,	min herze iu wâre minne treit.

Aus anderen Partieen des Wigalois sind entlehnt:

Mel. 4037 f.	vgl. dazu Wig. 4207 f.
nu gebietet, frowe, über mich:	ir sult gebieten über mich;
swaz ir welt daz tuon ich,	wan swaz ir welt daz tuon ich.
Mel. 4005	**vgl. dazu Wig. 4216 f.**
dô benâmt ir mir die sinne,	wand ir habt mîne sinne gevangen und daz herze min.
Mel. 4023 ff.	**vgl. dazu Wig. 8813 ff.**
ir habt mîn herze mir benomen.	wan daz (scil. herze) hat er bî im dort,
frowe, ez wil von iu niht komen,	und ich daz sîne bî mir hie.
des sult ir mir iur herze geben.	der selbe wehsel ergie
lât mich niht âne herze leben:	enzwischen uns beiden,
wehselt mit mir, frowe mîn.	dô wir uns muosen scheiden.
iur herze lât mîn herze sîn,	
mîn herze ist iuwer herze gar,	
Mel. 4036	**vgl. dazu Wig. 4213**
und wil nâch iwerm gebote leben,	ê ich verliese iuwer gebot
	ebenso Wig. 8981 f.
	ich wil mit dienest neigen
	mînen lîp in iuwer gebot.

Einwirkung des Wigalois mag ferner vorliegen in der Verwendung des Fingerrings als Zeichen der Treue, ein Motiv, das wir im Meleranz im Briefe selbst verwertet sehen, vgl.

Mel. 4033 ff.	mit Wig. 8703 ff.
frowe, ditze vingerlîn	der stein solde ein zeichen sîn
sol ein wârzeichen sîn	sîner stæten minne.
daz ich mich iu hân ergeben	

Digitized by Google

Der Brief, den Tydanie an Meleranz schreibt (Mel. 2879 ff.), zeigt in Anlage, Motiven und Ausdrücken die grösste Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen, man vgl. vor allem

Mel. 2879—2880 u. 3993—3994,
Mel. 2884—2889 u. 3967—4002,
Mel. 2896—2900 u. 4003—4005,
Mel. 2906 ff. u. 4023 ff.

Es gab eben für Damen keine besonderen Briefmuster, und es ist für die Abhängigkeit bezeichnend, wenn einer Frau die Bitte um ein Stelldichein in den Mund gelegt wird (vgl. Mel. 2902 ff.).

Unter demselben Einflusse wie die Briefe im Meleranz steht der etwas jüngere Liebesbrief im HERZOG ERNST D (hg. von v. d. Hagen u. Büsching, Deutsche Gedichte d. Ma., Berlin 1808, I, 223 ff.), den Kaiser Otto an die Herzogin Adelheid von Baiern schreibt. Während in der älteren, dem Original treueren Fassung (hg. v. Bartsch) B der Kaiser der umworbenen Braut gegenüber als Herr dasteht, der ihr vor allem den Glanz ihrer künftigen Stellung als Kaiserin auszumalen sucht, haben wir in der Fassung D, die zwischen 1277 und 1285 entstanden ist, einen völlig höfisch konventionellen Liebesbrief vor uns. Der Kaiser erscheint hier als der dienende Ritter, die Umworbene als seine Herrin. Das traditionelle Briefschema tritt uns deutlich entgegen. Gegenüber den Gemeinplätzen des Liebesbriefes sind die ursprünglichen individuellen Züge ganz und gar in den Hintergrund gerückt, und nur zum Schlusse wird V. 244 ff. der Wahl der Fürsten und der Kaiserkrone gedacht. Der Überarbeiter dieses Gedichtes fasste das Verhältnis zwischen Kaiser und Herzogin nicht in seiner historischen Wirklichkeit auf, sondern war von höfischen Anschauungen geleitet und beherrscht.

Selbständiger als die anderen Dichter hat der Verfasser dieses Briefes aus Wigalois entlehnt, nie hat er wörtlich abgeschrieben, sondern die aufgegriffenen Züge stets freier ausgedrückt, diese Motive dann nach der üblichen Weise des Liebesbriefes mehrmals variiert. Man vgl.

Digitized by Google

1) Ernst 226 ff.

du bist alleine mir nach got,
frouwe, fur alle die werlt wert,

Ernst 231

du liep vor allem liebe mir,

Ernst 238 ff.

du salt myn erwelte brut
ymmer vor allen wiben sin

und Wig. 8764 ff.

2) Ernst 233

du myner freuden bluendes heil,

Ernst 236

du salt myn freude ymmer wesen

und Wig. 8766.

Abgesehen von ein paar übernommenen Reimworten wie *wert: gert* (vgl. Ernst 227:228 u. Wig. 8775:8776) oder *wip: lip* (vgl. Ernst 223:224 u. Wig. 8763:8764) lässt sich kein bis zu Entlehnungen gehender Einfluss des Wigaloisschen Briefes selbst nachweisen, wohl aber wieder wie im Meleranz eine Einwirkung der benachbarten Partieen. So ist an Ausdrücken entlehnt

Ernst 247 ff.	aus Wig. 8789
(und schaffe so, das frolich leben wir beide einander muszen geben) hilfff und myneclichen rat.	ich gibe im helfe unde rât.

Ernst 237	aus Wig. 8803
du mynes hertzen sunder trut	er was doch mînes herzen trut.

An Motiven sind entnommen:

Ernst 232	aus Wig. 8813
myn hertze hastu da bie dir	wan daz (scil. herze) hât er bî im dort.

Ernst 224 ff.	aus Wig. 8981 ff.
dine tugende meinen frien lip habent bracht tzu dinem gebot, du bist alleine mir, nach got, frauwe, fur alle die werlt wert	ich wil mit dienest neigen mînen lîp in iuwer gebot; wand ich han iuch mir nâch got zeiner gebieterinne erkorn.

Digitized by Google

Auch der Erwiderungsbrief der Herzogin ist in seinen Hauptzügen durch das Vorbild des Wigalois beeinflusst, und zwar durch die schon oft citierte Antwort, die Larie auf die Werbung des Roaz giebt (Wig. 8787 ff.). Anfangs- und Schlussworte sind vor allem in beiden Fällen einander sehr ähnlich, vgl.

Ernst 345	und Wig. 8786
Gnâde ich mynem herren sage	Si sprach: genâde mînem herren!
sodann den Schluss Ernst, 478 ff.	und Wig. 8807 ff.
wenn ir welt, ich' bin bereit, das ich uch gerne kommen wil, als uwer schrifft mir saget das tzil	nach sînem willen ich gerne war, durch sîne liebe, swar er wil. des gibe ich iu niht lenger zil. wil mîn frowe, ich bin bereit.

Die Verse 359—362, 369, 373 im Herzog Ernst, welche die alte Dienstversicherung abermals variieren, sind Reminiscenzen aus Wig. 8981 ff.

Dass der im Wigalois enthaltene Liebesbrief aber nicht nur für Briefe in Romanen benutzt und ausgeschrieben wurde, sondern auch im wirklichen Leben als Muster diente, dafür zeugt ein allerdings schon ins 14. Jh. gehörender Liebesbrief, der in einer Vatikanischen Hs. mit zwei Liedern zwischen Strickers Karl und Hartmanns Gregor aufgezeichnet und von Greith in seinem Spicilegium Vaticanum auf Seite 51 ff. herausgegeben ist. Hier ist dieselbe Stelle, die schon der Dichter der Ml. ziemlich wörtlich entlehnt hatte, mit noch grösserer Treue abgeschrieben. Genau wie der Brief im Wigalois beginnt auch dieser Brief des 14. Jhs.:

Trost in meinem leid,
des wunsches augenweid
seit ir und meiner selden spiel.
mit lib ich immer gruzen wil
euren minneclichen leip.
ich han euch vur alle weip
erwelt mir ze lon;
meiner selden cron,
vrowe, daz seit ir.

Da über den Brief sonst nur wenig zu sagen ist, so darf ich dies wohl hier schon kurz vorwegnehmen. Die Sprache ist

Digitized by Google

bairisch, unreine Reime wie *augen : gelauben* (21 : 22), starke Apokopen, Zerrüttung des Versbaues lassen den Brief sicher bereits der Mitte des 14. Jhs. angehören, Wiederholungen sind sehr zahlreich (vgl. 10, 25; 11, 18, 20, 24), neu ist der lakonische Schluss V. 27 *der prif hat ein end*, ein Schluss, der nur ähnlich schon in der Ml. anzutreffen ist:

Ml. 1444

hie mit schrîb ich nicht mêre.

Während sich somit zeitlich die Einwirkung des Wirntschen Liebesbriefes bis in die Mitte des 14. Jhs. verfolgen lässt, erstreckte sich dieselbe landschaftlich auf Franken, Baiern und Alemannien. Wie viele junge Damen werden mit den Ausläufern ein und desselben Briefes traktiert worden sein!

Aus dem Ende des 13. Jhs. stammen nach ihrer Orthographie (die *z* und *s* noch scharf scheidet) wie nach ihrer Reimkunst (nur spärlich kommen unreine Reime vor wie I, 46 : 47, II, 19 : 20, 39 : 40, V, 9 : 10, VI, 19 : 20) die uns bereits bekannten, von ETTMÜLLER (1843) herausgegebenen SECHS LIEBESBRIEFE, in Wirklichkeit sieben an der Zahl indem E. II nach V. 28 in zwei einzelne Briefe zu zerlegen ist. Die zierliche Pergamenths. von dritthalb Zoll Höhe und zwei Zoll Breite, in welcher die Briefe uns überliefert waren, wurde erst 1843 zu Zürich aufgefunden, und ist dann leider wieder verschollen. Da der Liebesbriefsteller diese Briefe gekannt hat, so haben wir die Heimat derselben, wenn nicht in Zürich selbst, so doch sicher in der nächsten Umgebung zu suchen. Die Sprache allerdings, in der sie abgefasst sind, kündigt keineswegs alemannische Herkunft an, ja sie könnte eher dagegen sprechen, indem beide Schreiber, die an der Hs. geschrieben haben, im An- wie Inlaut fast stets *d* statt *t*, ausserdem im Inlaut *gg* statt *ck* setzen. Dem Dichter also sind diese dialektischen Eigentümlichkeiten zuzuschreiben: es handelt sich um eine ausgesprochen individuelle Orthographie: dass wir nicht aus Hochalemanien heraus, etwa nach dem Elsass zu gehen brauchen, beweisen die Schreibungen *ai* und *au*, die beim ersten Schreiber vorherrschen, vom zweiten nur teilweise unterdrückt sind.

Schon bei flüchtiger Lektüre der Briefe wird man erkennen,

Digitized by Google

dass alle sieben von einem Verfasser herrühren. Sprache, Stil, wiederkehrende Phrasen und Motive, alles weist so deutlich auf die einheitliche Autorschaft hin, dass es überflüssig wäre dafür noch einen Beweis zu erbringen. Interessanter ist es, für alle sieben Briefe Abhängigkeit von Ulrichs von Lichtenstein Büchlein nachzuweisen, und in diesem Nachweis liegt ja zugleich die Bestätigung, dass wir einen einzigen Verfasser vor uns haben.

Gleich auf den Eingang des ersten Briefes (E. I, 1 ff.) hat das erste Büchlein Ulrichs eingewirkt. Wie bei Ulrich die Werbung des Boten (U. 51, 30—54, 22) der Werbung des Dichters selbst vorangeht, ganz ebenso in E. I; wie der Bote bei Ulrich auf seinen geringen Stand hinweist (U. 47, 32 ff.), genau so wird der Bote in E. I, 19 *bœse* genannt; wie bei Ulrich in der That ein angehender Ritter um eine Dame wirbt, so auch in E. I, 2 ein *juncherre*, und endlich darf auch noch angeführt werden, dass der wirkliche Bote Ulrichs hier aus der Rolle fällt und sagt:

E. I, 8 f.

clagen unde scrîben(!)
haizet er mich sin lait.

Reminiscenzen im ersten Briefe sind weiterhin die Gegenüberstellung von *herze* und *lip*, die beide der Liebsten treu ergeben sind:

E. I, 5 ff.
sîn lîp dir daz enbiudet,
daz dich sîn herce driudet
vor allen schœnen wîben,

vgl. U. 52, 11—25, wo dies *lip-herze* durchgeht, auch noch U. 52, 6 f.
und enbiut iu, hêriu vrowe mîn,

ähnlich E. IV, 2
ûf gnâde dienet dir mîn lîp,

U. 52, 10
und giht iu, frowe, für elliu wîp.

oder E. IV, 14
mit triuwen dient ie dir mîn lîp,

E. I, 23 f.
Frowe ich bin dir underdân gewesen,

dazu vgl. U. 52, 15
ez sî iu gerne undertân.

E. I, 29
und wæren elliu lant mîn,

dazu vgl. U. 45, 7
die ich erkenne über elliu lant.

Digitized by Google

E. I, 72

und sich nicht an mîn dumbhait

vgl. dazu U. 47, 1 ff. *von mînen tumben jungen tagen* u. s. w.

Wie auf den Eingang von E. I, so hat auch auf den gleichartigen Anfang der Briefe E. II—V, ebenso auf VI, 10, 23 das I. Büchlein Ulrichs eingewirkt, wo ebenfalls Bote wie Dichter mit stetiger Wiederholung des Wortes *gnâde* ihre Werbung beginnen (vgl. U. 51, 30 ff. u. 54, 23 ff.). An einer Stelle treffen wir sogar dieselbe Satzkonstruktion und die gleiche Spielerei mit *gnâde* an, vgl.

U. 51, 30—52, 3

Gnâde, vrowe gnâden rîch:
gnâdet mir genâdiclîch.
gnâd bi gwalte wol gezimt.
ob iwer gnâd güetlîch vernimt
swaz ich iwern gnâden sagen sol,
so ist iwer güete gnâden vol,

und E. IV, 1—8

Gnâden ger ich, reinez wîp,
ûf gnâde dienet dir mîn lîp;
dîner gnâden bedarf ich wol,
ûf gnâde ich [dir] immer dienen sol.
o b dû gnâde an mir begâs,
und mich gnâde erwerben lâs,
s ô hân ich gnâdelôser man
nâch dînen gnâden rîchen wân.

Zu E. IV, 1 führe ich die Parallelstelle an

U. 52, 5

der gnâden gert von iwer hant,

zu E. V, 2 f.

daz ich nû in manegen dagen
niht gnâden kan erwerben

die Parallelstelle U. 46, 17 f.

(mîns gernden willen) den ich trage
gein ir genâden mange tage.

Deutlicher Einfluss von Ulrichs I. Büchlein ist sodann in dem unregelmässigen Metrum der Ettmüllerschen Briefe zu erkennen. Am stärksten tritt diese Einwirkung zu Tage in E. II, 47 ff., wo das Intermezzo der zweihebigen Verse nachgebildet ist.

U. 45, 31 ff.

daz tét si al eíne,
si sü´eze, sie reíne,
si hô´he, sie wérde,
diu wérdest û´f der érde.

Digitized by Google

Dass dieser Einfluss von Seiten Ulrichs vorliegt, erhellt ganz deutlich daraus, dass auch die dem wechselnden Metrum unmittelbar vorausgehende Stelle Anklänge zeigt, man vgl.

E. II, 45 ff.	und U. 45, 28 ff.
daz mainet, daz ich d e n k e	und dar in alrêrste schôz
nâch der m i n n e, swar ich wenke.	die g e d a n k e der m i n n e
Mîne s i n n e	und sêre senede s i n n e
sinnent m i n n e,	daz tet si al eine u. s. w.

Die Nachahmung des zweihebigen Verses ist übrigens höchst unglücklich und verrät den ungeschickten Dichterling. Während nämlich Ulrichs zweihebige Verse in Amphibrachen anmutig bewegt dahinhüpfen, werden die Verse in E. durch ihren trochäischen bzw. jambischen Rythmus äusserst schwerfällig.

Aber noch weitgehender wirkte Ulrichs Metrik. Wie er noch klingende Verse mit vier Hebungen in seinen Büchlein anwendet (53, 30; 153, 26; 382, 19; 383, 16; 385, 13, 15, 31; 389, 27, 31), auch Verse klingend 3 : 4 oder 4 : 3 (385, 9, 29; 388, 26; 386, 5; 387, 28; 389, 23, 29), so auch der Dichter der Ettmüllerschen Briefe (vgl. E. II, 45 (3 : 4): II, 61 (4 : 3); II, 82 (2 : 4); VI, 3 (4 : 4); VI, 7 (3 : 4). Ferner begegnen wir wie bei Ulrich (53, 8; 148, 7; 386, 30; 393, 20) dreihebigen Versen mit stumpfem Ausgange (vgl. E. I, 39, 40, II, 64). Ja, wie sogar Ulrich anderseits stumpf 5 : 5 paart, so E. I, 38 : 39 5 : 3. Auch in der mangelnden Ausfüllung der Senkungen, im 2silb. Auftakt wie in der Füllung der Senkungen durch 2 Silben lässt sich eine Beeinflussung durch Ulrichs Büchlein konstatieren.

Wie die dem leichartigen Zwischenspiel unmittelbar vorausgehende Stelle aus Ulrich entlehnt ist, so auch die ihm direkt folgende, in der Ulrichsche Gedanken variiert und stark verbreitert erscheinen, vgl.

E. II, 63 ff.	und U. 45, 15 ff.
swar ich var, dâ vers du mite:	sô soldes du ez der guoten
daz ist dîn site,	s a g e n,
daz dû in mînme hercen lîst.	wie nâhen ich si hân g e t r a g e n
ouwê waz dû mir jâmers gîst!	nu lange i n m î n e m m u o t e
nu merke, frowe, waz ich dir	(got gebez, mir ze guote!)
s a g e:	
i n m î n m e h e r c e n ich dich	sowie U. 45, 22
d r a g e:	ir ze lêhene hân gegeben.

Digitized by Google

sô ist mîn jâmer manecvalt.
du hâs gewunnen mîn gewalt.
frô solde ich belîben,

Bei einem Vergleich der angeführten Stellen kann man noch psychologisch verfolgen, wie der Verfasser von E. II die Stellen seines Vorbildes ausgeschrieben hat. Zunächst drückte er dessen Gedanken in eignen Worten aus (II, 63—65), dann in ganz ähnlichen mit Benutzung derselben Reime (II, 67—68). Die Verse II, 66, 69, 71 sind durch die gegenteilige Vorstellung in U. 45, 18 veranlasst, II, 70 endlich durch U. 45, 22. So sind die aufgegriffenen Motive bunt durch einander gewirbelt.

In E. III und IV sind als Reminiscenzen aus Ulrichs erstem Büchlein anzusehen:

E. III, 21
dîn herce ganze dugende hât,

E. IV, 12
du bist an dugenden freuden rîch,

vgl. dazu U. 46, 5 ff.
daz si gar âne argen list
mit manegen werden tugenden ist,

U. 49, 19
sô rehte grôz ir tugent sint,

U. 51, 20
herre, ist si sô tugentrîch.

Eine Einwirkung von Ulrichs II. Büchlein kann man nur in E. III mit einiger Sicherheit vermuten. Dadurch scheinen nämlich angeregt folgende Stellen:

E. III, 10 ff.
du hâst dir aine gar benomen
mîn herce ze aime hûse,

vgl. dazu U. 152, 27 ff.
daz si mich in ir herzen grunt hûse.

und E. III, 14 ff.

sus hât ûz allen wîben, sich,
diu Minne dich drin gedrücket:
daz sloz ist für gerücket,

hierzu vgl. die bereits beim Liebesbriefsteller citierten Stellen U. 152, 5 ff. u. 153, 17 ff. Wie da die Minne das Herz der Liebsten aufschliessen und dem Liebhaber Eingang verschaffen will, so hier die umgekehrte Vorstellung. Auch ist dies die einzige Stelle in E., wo die Minne personifiziert erscheint.

Für die Briefe E. V und VI endlich lässt sich Abhängigkeit von Ulrichs III. Büchlein erweisen, und diese tritt so

Digitized by Google

deutlich hervor, dass der bisher vielleicht skeptische Leser nun wohl auch die weniger eindrucksvollen Reminiscenzen auf den voranstehenden Seiten passieren lassen wird; man vgl.

E. V, 22 ff.

kan ieman geben lêre,
kan ieman geben guoden rât
ze minne dougen, als ez mir stât,
der râte und lêre,
wie ich von hercesêre
einen wîch gewinne,
daz mîn herce entrinne
ûz sorgen, dâ ez inne lît:
wil ieman râten, des ist zît,

und den Anfang des III. Büchleins

U. 382, 13 ff.

Wol her, friunt, an mînen rât,
an den mîn rât besunder stât:
gebt mir lêre und gebt mir rât
dar nâch als ez mir nu stât.
friunde râtes lêre
bedorft ich nie sô sêre:
nâch herzenlieb, für herzensêre,
suoche ich friunde rât und lêre.
nu râtet unde lêret wol,
als friunt friunde râten sol.

Die Entlehnung ist offenbar, mitgewirkt wird aber noch eine Stelle aus dem II. Büchlein haben, wo ebenso wie in E. V der Bitte um Rat die Klage vorangeht, vgl.

U. 146, 18 ff.

nu geruochets aber, diu reine,
leider alze kleine
triwe und dienste von mir.
sælic Minn, daz clag ich dir,
und pit dich, vrowe hêre,
râtes unde lêre:
der bedarf ich beider sêre.

Die Gegenüberstellung von Freude und Leid in U. 382, 19 wie vor allem in U. 385, 29 ff.

sus so het ich beide
herzenliebe und herzenleide

wird bereits eingewirkt haben auf

E. I, 49 ff.

ich hân von dir befunden
baide liebe unde lait.

Endlich entspricht in E. VI, 13—22 der Wunsch, den höchsten Lohn der Liebe davonzutragen, genau dem Verhältnis im dritten Büchlein, wo ebenfalls der letzte Liebeserfolg ersehnt wird (vgl. U. 385, 20).

Digitized by Google

So konstatieren wir am Ende des 13. Jhs. die umgekehrte Thatsache wie am Anfang. Wie einst Ulrich von Lichtenstein vor allem in seinem ersten Büchlein sich an Liebesbriefmuster anlehnte, so verfasst am Schluss des Jhs. ein Dichter in engstem Anschluss an U.s Büchlein wiederum Liebesbriefe.

Neben Ulrich hat dieser Dichter aber auch die traditionellen Briefmuster benutzt. Traditionell ist die Bitte um Hilfe und Trost oder auch direkt um ein Stelldichein am Schluss der Briefe I, II (V. 26 ff. u. V. 90 ff.), III, VI, traditionell die gegen das Ende von VI erscheinende Wendung

E. VI, 19 f.

ich enkan dir nû niht vil gesagen,
wan ichn mac mich niht wol gehaben.

Der eigenartige Schluss von IV

du waist ouch vil wol, daz ich bin
dîn aigin diener 2ȝ

weist dagegen bereits volkstümlichen Einfluss auf. Traditionell ist aber wieder das Grussmotiv, das allerdings nur in E. VI fast gleich am Anfang erscheint, während es uns in E. III erst nach 6 Versen und in E. IV sogar ganz am Schluss V. 26 entgegentritt; traditionell ist auch die Häufung der Anrede an die Dame, traditionell endlich die Ideenarmut und Wiederholung ein und derselben Gedanken.

Neu, aber vielleicht doch auch auf den Einfluss von Ulrichs Büchlein zurückgehend, ist die vereinzelte Einmischung von Sentenzen innerhalb der Liebesbriefe. Solche allgemeine Sprüche treffen wir an in

E. I, 32 ff.

ich verswîges mê danne ich sül,
daz ain stille stênde mül
lüzel gewinnet:
sam duot der dâ minnet,

E. II, 32 ff. — wo ein Pseudo-Freidank citiert wird:

wan her Vrîdanc der cvît:
„ain man, der rehte minne hât,
wie digge er von den liuden gât."

Diese Einstreuung von Sentenzen weist in grader Linie auf den Liebesbriefsteller des 14. Jhs. hin.

Digitized by Google

Von demselben Dichter, welcher die sieben Liebesbriefe verfasst hat, rühren auch die beiden in der Hs. darauf folgenden poetischen Stücke her, der Leich (E. VII) wie das kleine Liedchen (E. VII). Da das am Schluss von E. IV statt des Reimwortes erscheinende Zeichen keinen andern Ersatz zulässt als einen Namen von der ganz bestimmten Form X'X *in* (es kann also ein Name auf *win* oder *lin* sein, wie *Eberwin* oder *Heinzelin*), so ist eine ganz individuelle Bestimmung der Briefe anzunehmen: das zierliche Bändchen, das leider jetzt verloren scheint, wird als Geschenk an die Liebste gelangt sein.

Kapitel 4.

Die Liebesbriefe des 14. Jahrhunderts.

Aus der ganzen ersten Hälfte des 14. Jhs. sind uns keine Liebesbriefe überliefert, um die Mitte des Jhs. dichtet der Liebesbriefsteller, mit dem wir unsere Untersuchung begannen, aus derselben Zeit etwa stammt der im Spicilegium Vat. herausgegebene Brief sowie der schon öfter citierte bairische Liebesbrief, der zuerst, stark redigiert allerdings, im Morgenblatt f. geb. Stände 1815 Nr 167, genauer dann nach dem Original, das sich jetzt auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindet, im Anz. f. K. d. dtsch. Ma. II, 39 von Massmann herausgegeben wurde. Es ist dies DER ERSTE auf uns gelangte ORIGINALLIEBESBRIEF, auf einen schmalen, pergamentenen Foliostreifen geschrieben, dessen ganze eine Seite bis auf den Raum von vier Zeilen mit den 76 abgesetzten Versen bedeckt ist. Der Brief war bestimmt, zusammengerollt und mit einem Bändchen umwickelt einer Schönen zugesandt zu werden.

Unreine Reime wie *handen : wandel* (49:50) oder *her : mir* (71 : 72) sowie der verwilderte Versbau (stumpfe Verse mit 3 Hebungen (41 : 42), mit 5 Hebungen (11, 14, 29, 52), klingende Verse mit 4 Hebungen (16, 24, 49, 50, 59, 60) zeigen eben mindestens die Mitte des 14 Jhs. als Entstehungszeit an, die Heimat lässt sich nach Sprache und Orthographie nicht näher als „bairisches Sprechgebiet" bestimmen.

Die Anrede an den Brief als Boten, jener formelhafte Briefeingang, der bereits zu Ulrichs von Lichtenstein Zeiten

Digitized by Google

existiert haben muss und den wir von nun ab immer antreffen, tritt uns hier zum ersten Male entgegen. Das alte, im Anfang des 13. Jhs. vollendete Briefschema ist noch deutlich zu erkennen. Wie aber ganz leise in den Ettmüllerschen Briefen, stärker bereits im Liebesbriefsteller des 14. Jhs. ein Einfluss volkstümlicher Elemente zu verspüren war, so ist diese Einwirkung noch deutlicher in dem uns vorliegenden Briefe zu erkennen.

Seit dem Ende des 13., bezw. dem Anfange des 14. Jhs. zog also der höfische Liebesbrief immer mehr volkstümliche Elemente an sich, einem ähnlichen Zuge in seiner Entwicklung folgend wie das höfische Minnelied. Genau so wie dieses nur dadurch ein schwaches Weiterleben führen konnte, dass es eine Verbindung mit dem gesunden, kräftig aufblühenden Volksliede einging, so sog auch der poetische Liebesbrief frischere Lebenskraft aus volkstümlichen Briefen; wie ferner im 14. und 15. Jh. das Volkslied anderseits Motive des abgestorbenen Minnesangs in sich aufnahm, so entlehnte bisweilen der volkstümliche Liebesbrief Wendungen und Motive aus dem höfischen. So herrschte in Lied wie Brief eine parallele Entwicklung, die ja bei den gleichen Bedingungen ihres Werdens wie ihres Absterbens ganz natürlich war.

Was waren nun jene volkstümlichen Liebesbriefe, und wann kamen sie an die Oberfläche? Diese beiden Fragen müssen wir zuächst beantworten, um dann bei der Beurteilung ihrer Einwirkung auf den höfischen Liebesbrief sicher gehen zu können.

Während wir Volkslieder bereits aus dem 14. Jh. überkommen haben, beginnt bei den rein volkstümlichen Liebesbriefen die Überlieferung erst mit dem Ende des 15. Jhs., und wir finden seit dieser Zeit derartige Briefe auf fliegenden Blättern wie in Hss. vor, ja ganze Liebesbriefsteller für weitere Kreise treffen wir an, sodass wir einen genügenden Einblick in die Entstehung wie in das Wesen der volkstümlichen Liebesbriefe thun können. Die einfachste Form derselben bestand ursprünglich in einem Gruss an die Liebste oder in einem Wunsche, dann konnten auch beide Motive leicht verbunden werden. Wie nun im Gruss die Volksphantasie sich nicht

Digitized by Google

genug thun konnte, und sie nicht allein die Person der Geliebten wie der massvolle Minnesang grüsste, sondern in sinnlicher Anschauung alle ihre einzelnen körperlichen Reize, so treffen wir dieselbe Überschwänglichkeit in dem Motive des Wunsches, wo vor allem das Märchenhafte des Volksliedes, wie Uhland es nennt, „Blumenhaus“ und „Blumenbett“, herangezogen wurde. Ausserdem aber wünscht man langes Leben, ein gutes Jahr, Gesundheit u. s. w. Während der Gruss ein wesentliches Ingredienz bereits des höfischen Liebesbriefes war, nur nicht in der volkstümlichen Übertreibung, war das Motiv des Wunsches ihm so gut wie fremd, stand ja doch die angebetete Dame nach höfischer Anschauung hoch über dem Ritter, sie konnte ja als des *Wunsches trût* aus dem Füllhorn ihrer Gnade selbst spenden. Begegnen wir also im höfischen Liebesbriefe diesem Motive sowie einer Häufung des Grusses, so haben wir dies unfehlbar volkstümlichen Einflüssen zuzuschreiben.

Von dieser Betrachtung ausgehend, sprechen wir den weit ausgeführten Gruss in unserm bairischen Liebesbriefe (vgl. V. 16—28) als volkstümliche Einwirkung an, während sonst der Brief meistens höfische Motive und Ausdrücke enthält, so im Eingange, ferner V. 29 *dinst*, 32 *frawen*, 34 *zwchten*, 35 *aigen*, 44 *sennenleichen pein*, 52 *widersait*, 56 *trostez*, 58 *geniezze*. Der Schluss setzt sich aus zwei Elementen zusammen, aus dem höfischen Motive des Stelldicheins (vgl. V. 64—68) und dem etwas religiös gefärbten Ausgange von V. 70—74, der an den gleichzeitigen Liebesbriefsteller erinnert.

Wie in den Motiven und Anschauungen, so erlebte auch in der Form der höfische Liebesbrief im 14. Jh. eine Umgestaltung. Ursprünglich mehr epischer Natur, entsprechend seiner Einkleidung in das kurze Reimpaar, hatte jener in seinen Motiven immer mehr lyrischen Charakter angenommen. Wenn nun in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. das kurze Reimpaar wie überall so auch in den Liebesbriefen einer Verwilderung und allmählichen Auflösung entgegenging, deren erste Spuren wir bereits im Liebesbriefsteller des 14. Jhs. wie in dem zuletzt besprochenen Briefe vorfanden, so waren für die weitere formale Entwicklung des höfischen Liebesbriefes

Digitized by Google

zwei Möglichkeiten gegeben: entweder löste er sich in ungebundene Rede auf, oder die überwiegenden lyrischen Momente zogen das ihnen gemässe Gewand an, d. h. der Liebesbrief nahm Strophenform an, und kam damit dem Liede sehr nahe. Beide Formarten, die sich naturgemäss aus dem inneren Wesen des höfischen Liebesbriefes ergeben mussten, sind denn auch seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs. wirklich vertreten. Beginnen wir mit den STROPHISCHEN LIEBESBRIEFEN, die wir nur einer kürzeren Betrachtung würdigen können.

Da diese Briefe so ganz und gar im Liede mündeten, der Form nach ganz, dem Inhalte nach zum grössten Teil, so ist es bisweilen sehr schwer, Grenzen zwischen Lied und Brief zu ziehen, und nur da haben wir ein offenbares Recht von Brief zu sprechen, wo sich einmal das Gedicht selbst einen Brief nennt, oder wo wir ganz bestimmte traditionelle Motive, wie vor allem Dienstversicherung und Aufforderung zu einem Rendezvous antreffen. Danach besässen wir den ältesten, uns überkommenen srophischen Liebesbrief aus Köln aus dem Jahre 1373, sodann einen in der Salzburger Hofgesellschaft entstandenen aus dem Jahre 1392, endlich mehrere von Hugo von Monfort, die teils im letzten Jahrzehnt des 14. Jhs. teils im Jahre 1402 verfasst sind. Abgesehen davon könnte man aber noch eine Reihe strophischer Gedichte in dem Liederbuch der Klara Hätzlerin ihrem ganzen Tone nach mit dem Namen „Liebesbrief" bezeichnen, falls sie sich selbst so nennen würden. Wie unsicher eben die Unterscheidung mit dem Aufgeben der dem Brief charakteristischen Form des kurzen Reimpaares geworden war, geht aus den eignen Worten Hugos von Montfort hervor, der im Epilog zu seiner Gedichtsammlung sagt:

Nr. XXXI, V. 169 ff.

Dri brief stand *) och in dem buoch
Der es tuot lesen:
Ders nicht geloben well, der suoch.
Herre got, gib uns das ewig wesen.

Und Weinhold wie Bartsch haben auch wirklich danach

*) Wackernell conjiciert *vindt.*

Digitized by Google

gesucht, beider Ansichten gehen in der Frage zum Teil auseinander, doch darüber weiter unten.

Der ÄLTESTE STROPHISCHE LIEBESBRIEF stammt also aus KÖLN (mitgeteilt von Edw. Schröder in dem Anz. f. d. A. 23, 205 ff.), besteht aus einer einzigen Strophe und ist an den Schluss einer Kölner Pergamenturkunde vom 25. Juni 1373 von einem Schreiber geschrieben, der wohl nach der langweiligen Schreiberei seinem liebegequälten Herzen etwas Luft machen wollte. Die mehrfachen Verbesserungen nämlich, die zumeist nur in der Vertauschung von Synonymis bestehen, weisen auf eine momentane Conception des Schreibers hin. Die kunstvolle Strophe (Reimschema *a b c a b a b c*) setzt einen litterarisch gebildeten Verfasser voraus und ist keineswegs volkstümlich, während in Anlage und Motiven der Einfluss volkstümlicher Liebesbriefe in kurzen Reimpaaren deutlich ersichtbar ist. Das Brieflein beginnt gleich mit dem Wunsch nach einem Stelldichein, womit die höfischen Liebesbriefe zu schliessen pflegen. Dasselbe Motiv finden wir in der gleichen Einkleidung mit *moecht ich* u. s. w. im Anfang des ersten Briefes von Konemund aus Göttingen, vgl.

Germania X, 386

Myn alder leueste myn, mochte ek by iu eyn halue stunde syn, dat scholde my wol to danke syn,

und den Anfang unseres Briefes:

Mœcht ich mit gelympe sprechgen dich ind sagen dir myntz herzen grunt,
So nyeme myn leyt eyn soisses ende.

Volkstümlich ist ferner eine Wendung wie V. 5

och dat la mich dir machgen kunt,

(vgl. den Liebesbrief von 1463), volkstümlich auch der Schluss in V. 8

Wol hien in liden ich dich sende.

Diese Anrede des Briefes am Schluss, die wir in höfischen Briefen umgekehrt am Anfang fanden, ist ferner anzutreffen in Büschings Wöchentlichen Nachrichten, I, 86 Nr. 3, Wunderhorn II, S. 57 ff., Weim. Jahrb. II, 239 f.

Der zweitälteste strophische Liebesbrief, der in der SALZBURGER HOFGESELLSCHAFT entstanden ist und dem Jahre 1392 angehört (zuerst mitgeteilt in Hoffmanns

Digitized by Google

Fundgruben I, 335; vgl. jetzt die Ausgabe von Mayer und Rietsch in den Acta Germanica, Bd. III, Heft 4 [1894] Nr 18 S. 242 ff.), besteht aus drei gleichartigen, ebenfalls höchst kunstvoll gebauten Strophen (Reimschema *a b a b c c c c d d e d f*), von denen jede also aus 13 Zeilen besteht. Aus dem alten, in Reimpaaren abgefassten Liebesbrief sind an Motiven entnommen die Dienstversicherung (vgl. I, 3 *daran ich schreib mein dinst*), die Bitte um ein Stelldichein (vgl. III, 4 *daz ich mit lip müg sehen dich*), ebenso die Bitte um Antwort (vgl. III, 10 *dein antwurt schreib mir*). Selbst in den strophischen Briefen verrät sich so noch das Schema des Vorbildes.

Denselben Einfluss zeigen endlich die strophischen Liebesbriefe HUGOS VON MONTFORT. Zunächst müssen wir feststellen, welche von seinen Gedichten als Liebesbriefe aufzufassen sind, welche nicht. Bartsch nimmt als solche Nr. III. XIX und XXIII an, während er in Nr. XX und XXVI im Gegensatz zu Weinhold keine Briefe, sondern „Reden" sehen will; denn, sagt er, „es fehlen ihnen, vom Eingang abgesehen, die übrigen Briefeigenschaften." Nun ist aber einmal gerade der Eingang ein wichtiges Moment, das den Einfluss des alten Briefstilmusters am deutlichsten erkennen lässt, sodann mag das Fehlen der „übrigen Briefeigenschaften" für Nr. XXVI stimmen, aber nicht für Nr. XX, ein Gedicht, das mit demselben Rechte wie Nr. III, XIX und XXIII ein Brief zu nennen ist. Wackernell (vgl. seine Ausgabe der Gedichte Hugos von Montfort in den „Ältern tirolischen Dichtern," Bd. III, Innsbruck 1881, Einleitung S. CCLV f.) nimmt zu den Ansichten von Bartsch und Weinhold eine vermittelnde Stellung ein, indem er mit Weinhold zwar Nr. XX und XXVI zu den Briefen rechnet, aber ausdrücklich erklärt, dass sie der Dichter zu den Reden gezählt habe. Uns übrigens kann es ganz gleichgültig sein, welche Gedichte Hugo von Montfort unter jenen drei Briefen verstanden hat, historisch können wir nur konstatieren, dass sich der Briefstil in mehr Gedichten verrät. Ich erblicke diesen Einfluss in I, III, VI, XIX, XX, XXIII, XXVI, dazu kommen aus der zweiten Dichtungsperiode Hugos, aus dem Jahre 1402, die drei Liebesbriefe XXXIV—XXXVI.

Digitized by Google

Weder Bartsch noch Weinhold oder Wackernell haben auf das erste Gedicht (I) als einen Liebesbrief hingewiesen, und doch müssen wir grade dies Gedicht nach seiner äusseren Form, nach Anlage wie Motiven, als solchen ansprechen, ja als den einzigen Liebesbrief geradezu, den Hugo von Montfort nach dem alten Briefmuster abgefasst hat. Die Form ist abgesehen vom Eingang das kurze Reimpaar; wie der Anfang durch das Motiv der Dienstversicherung (vgl. V. 6) charakteristisch ist, so auch der Schluss V. 85 ff.

Zarte frow, bin ich bereit,
Wilt du mich icht versuochen,
Ald wes du wilt geruochen
Gen mir, das tuon ich willeklich.
Du macht och wol versuochen mich
Wie dik du wilt, min hochster hort.

Aber auch im Inneren des Gedichtes treffen wir genug Gemeinplätze des Liebesbriefes an.

In den strophisch abgefassten Liebesbriefen Hugos, die uns in diesem Zusammenhange vorzugsweise angehen, zeigt sich jene Verbindung höfischer und volkstümlicher Elemente, welche Hugos ganzer Poesie eigentümlich ist. Höfischer Briefstil ist die Dienstversicherung als Eingangsformel, die wir in fast allen Briefen vorfinden, vgl.

VI. Min dienst und gruozz me tusent stunt
Denn gestupp ist in der sunnen!

XIX. Min getrüwen dinst mit gewissen guot,
Darzuo mit ganzem willen!

XX. Der edeln wol gepornen
Entbüt ich min willig dinst.

XXIII. Min willig dinst mit lib und guot
Das ist dir alles undertan.

XXVI. Min willig dinst und och min rat
Den schrib ich üch mit trüwen.

XXXIV. Min dinst mit ganzen trüwen!

XXXV. Min dinst mit ganzem willen.

Stärker ist der Einfluss des volkstümlichen Liebesbriefes. Volkstümlichen Charakter trägt der Gruss in

Digitized by Google

III, 1 f. Gott gruezz din lieben ogen,
Din mund und och din hirn,
III, 27 f. Zwei äphelli ich gruesse,
Min dienst und gruozz me tusent stunt,
VI, 1 f. Denn gestupp ist in der sunnen.

Volkstümlich ist das Motiv des Wunsches in

III, 43 f. Glük gang dich miteinander an,
Des wünsch ich dir zestunden.

Volkstümlich ist die Erklärung, nicht alles schreiben zu können:

XX, 17 ff. Solt ich min trüw volschriben,
Als mir nu ist ze muot
(Vil sach die muoss ich miden,)
Ich bedörfft vier schriber guot,
XXXIV, 9 Was sol ich dir me schriben?

Volkstümlich ist ferner ein Schluss wie

XXXIV, 53 f. Von mir, du weist wol wer ich bin:
Ich bin dir hold mit eren,
XXIII, 33 Gesigelt mit miner rechten trü,
XXXIV, 45 Gesigelt mit minen rechten trüwen.

Volkstümlicher Briefstil, der wiederum auf den Urkundenstil zurückgeht, ist es endlich auch, den Liebesbrief zum Schluss mit Datum und Abfassungsort zu versehen, vgl.

XIX, 25 Gemacht und geben in grosser kelt,
XXIII, 37 ff. Gemacht und geben ze Ensishein
Nach Crists gbürt drüzehnhundert jar
In einem stüblin, das was klein,
Im sechs und nüntzgosten, das ist war;

ein ähnlicher stereotyper Schluss ist zu finden in XXXIV bis XXXVI.

Wie Hugo von Montfort uns in den meisten seiner Gedichte als ein ernster, frommer Mann entgegentritt, so auch in seinen Briefen, die daher gar oft den Charakter des Lehrhaften an sich tragen; und wunderbar berührt es einen, wie dicht neben weltlichen Motiven geistliche Ratschläge stehen. Dem religiös gefärbten Briefschlusse, den wir seit der Mitte des 14. Jhs. antrafen, begegnen wir so natürlich auch bei Hugo von Montfort, vgl.

Digitized by Google

XXXI, 29 ff.

Ich enpfilh dich got
Altissimo dem werden,
Das er dich bhuet vor spot,
Din rechtes altr, darnach in eren sterben.

Aus unserer nur kurzen Betrachtung über Hugos Briefe ersehen wir soviel, dass auch er ganz und gar von der Tradition des Liebesbriefes beeinflusst ist.

Kapitel 5.

Die Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts.

Wir kehren zu den Liebesbriefen zurück, die sich in gerader Linie aus dem alten Briefmuster mit kurzem Reimpaar entwickelten. Der letztbesprochene Brief dieser Art stammte etwa aus der Mitte des 14. Jhs., die nächsten uns überlieferten Briefe gehören bereits dem 15. Jh. an. Die im Anfang des 14. Jhs. angebahnte Entwicklung nimmt im 15. Jh. ihren stetigen Fortgang: die volkstümlichen Motive überwuchern allmählich ganz die höfischen, der Brief nimmt an äusserer Ausdehnung im allgemeinen zu, die Form des kurzen Reimpaares wird immer regelloser, aber um nicht ganz die ungebundene Rede eindringen zu lassen, flicht man Strophen aus Liedern ein, und in manchen aus dem 15 Jh. überlieferten Briefen treffen wir so eine Verbindung jener beiden Formarten an, in welche der Liebesbrief ausmünden musste.

Während wir bisher die Liebesbriefe in chronologischer Reihenfolge betrachteten, da sie uns fast nur auf alemannischen, bairischen und fränkischem Sprachgebiete entgegentraten, erweist sich für das 15. Jh. bei ihrer allgemeineren Verbreitung die Betrachtung nach den Gegenden, in denen sie erscheinen, als entschieden fruchtbarer, zumal wir bei mehreren Briefen nicht einmal das Alter genau bestimmen können. Wir gehen somit von Oberdeutschland aus, wenden uns von da nach Mitteldeutschland, von hier führt uns der Weg nach Niederdeutschland.

Aus MATTSEE, aus bairischem Sprachgebiet also, sind uns VIER LIEBESBRIEFE, von denen der letzte unvollständig

Digitized by Google

ist, in einer Hs. aus dem Ende des 15., bezw. Anfang des 16. Jhs. überliefert (hg. von Pomezny u. Tille Zs. f. d. A. 36, 356 ff.). Wie bereits die Herausgeber erkannt haben, sind die Briefe I und IV einfache Abschriften, II und III dagegen eigene Dichtung des Schreibers. In der Form ist bei allen das kurze Reimpaar gewahrt, auf die Zahl der Hebungen allerdings kein Gewicht mehr gelegt, sodass Verse mit 3 bis 7 Hebungen wechseln. Nur der vierte Brief zeichnet sich durch sorgfältiger gebaute Verse aus, von dem normalen Versschema weichen allein ab die vierhebig klingenden Reimpaare 19:20, 31:32, 43:44. Auch dem Inhalte nach nimmt dieser Brief gegenüber den andern insofern eine Sonderstellung ein, als er nicht wie diese das traditionelle Briefschema aufweist. So ist gleich der Anfang viel individueller gehalten (vgl. V. 1 f. *All mein gedachtnusz, die ich han Oder ymmer volpringen kan*), anderseits enthält er in seinem Verlauf manche Gemeinplätze des Liebesbriefes: der beliebte Gedanke, dass man die Liebste oder, wie es in diesem Mädchenbrief der Fall ist, den Liebsten nie vergessen wird, kehrt V. 6, 7, 17, 18, 53 wieder; den erfreuenden Anblick der geliebten Person preisen in ganz ähnlichen Wendungen, wie sie uns aus L. und E. bekannt sind, die Verse 34, 35, 39, 40—51; der Zug, dass man der oder dem Geliebten vor aller Welt den Vorzug gebe, begegnet V. 26—28, das höfische Motiv der Dienstversicherung V. 30; das Grussmotiv fehlt allerdings ganz. Der Schluss endlich, der in eine feierliche Apostrophe an den Liebsten auszuklingen scheint, trägt echt volkstümlichen Charakter (vgl. V. 54 ff.).

Verwandter in ihrer äusseren Form wie inneren Anlage sind die Briefe I—III, sodass von vornherein der Verdacht nahe liegt, der Schreiber habe II und III dem Muster von I nachgebildet.

Was zunächst Brief I angeht, so beginnt er mit der traditionellen Anrede an den Brief als Boten (V. 1—7), es folgen Versicherungen der Treue und des Dienstes (V. 8—12), die Verse 15—16 betonen, dass der Liebsten der Preis vor allen Frauen zuzugestehen sei. Bei V. 17 setzt dann deutlich ein neues Briefmuster ein, indem eine Anrede an den Brief erfolgt,

Digitized by Google

V. 28 eine abermalige Dienstversicherung enthält. Ein drittes Muster beginnt mit V. 33, indem der Gruss, veranlasst bereits durch V. 31, in rein volkstümlichen Wendungen über viele Verse hin ausgesponnen wird. Die Verse 42—45 weisen die bekannte Schlusswendung, die Bitte um Antwort auf.

Aus mehreren Mustern ist der Brief zusammengesetzt, das alte Briefschema ist deutlich zu erkennen, die Motive und Wendungen sind fast durchgängig volkstümlich.

Der zweite Brief ist augenscheinlich I nachgebildet, indem fast wörtlich die Verse I, 2—4 in II, 8—10, I, 1 in II, 7 u. 13 wiederkehren. Der Eingang enthält zwar das Grussmotiv in volkstümlichen Ausdrücken, die aus anderen Mustern ganz bekannt sind, aber dann folgt in Anlehnung an I die Anrede an den Brief, nicht zweimal wie dort, sondern gleich dreimal in V. 7 f., 13 f., 18 f. An der letzten Stelle erinnert der *pose pot* auffällig an den in Ulrichs von Lichtenstein I. Büchlein wie in E. I erscheinenden „bösen Boten." Am Ende begegnet der dem Briefe sonst unbekannte, aber der Lyrik wohl vertraute Hinweis auf die Merker und Klaffer, die Verse 26 f. zeigen einen bereits aus L. XXII bekannten volkstümlichen Schluss.

Während also Anfang wie Schluss von Brief II aus anderen volkstümlichen Mustern übernommen sind, ist sein Hauptinhalt im Anschluss an Brief I entstanden.

Dieselbe Beeinflussung zeigt der dritte Brief. Auch er beginnt mit der Einführung des Briefes als Boten, allerdings in anderer Form, die genau dem Eingange von E. I entspricht; ebenso erinnern die Verse 7 und 8, in denen der Brief seine Unfähigkeit, die Botschaft in rechter Weise auszurichten, bekennt, stark an E. I wie Ulrichs I. Büchlein, sodass ähnliche Muster wie bereits Ulrich auch dem Schreiber, der ja ebenfalls dem bairischen Sprachgebiet angehört, vorgelegen zu haben scheinen. Anderseits aber hält er sich eng an Brief I: Die Verse III, 13 u. 14 sind offenbar nachgebildet I, 25 u. 26, (sogar derselbe Reim *pitten : sitten*), III, 27 ist beeinflusst durch I, 14; III, 33 durch I, 24; III, 53 u. 54 durch I, 43—45, III, 58 durch I, 40. Traditionell volkstümlich ist das Wunschmotiv in V. 17 f., ebenso die genaue Ausmalung der körperlichen Reize

Digitized by Google

der Liebsten in V. 20—26. Der Schluss enthält Spielereien mit dem Eigennamen der Liebsten, dessen erster Buchstabe S, dessen letzter J ist. Der Brief folgt endlich in der Wiederholung ein und desselben Motivs ganz und gar der Tradition, vgl. III, 10 u. 52; III, 11—12, 15—16, 29, 31—32, 35—36, 50, 56; III 33, 37, 46; III, 5 u. 47, indem V. 5 statt *werd werb* zu lesen ist.

In Mitteldeutschland sind uns aus SACHSEN DREI LIEBESBRIEFE des 15. Jhs. überliefert, ein kürzerer und zwei längere. Jener kürzere Brief, der zuerst von Büsching in seinen Wöch. Nachr. II, 385, dann noch einmal im Anz. f. Kde. d. dtsch. Ma. II, 74 veröffentlicht wurde, ist von einer verliebten Dame Katharina an den Schluss einer lateinischen Hs. teils arzneiwissenschaftlichen teils sehr unsauberen Inhalts geschrieben worden, wie Büsching meint, als Antwort beim Zurücksenden der Hs., die ein Mönch jener Katharina geliehen haben soll. Wir hätten es danach mit einem etwas bedenklichen Liebesverhältnisse zu thun, wofür auch der kecke Brief des Mädchens spricht (vgl. V. 8. *ich ein halbe nacht mit ewch czu kosen).* Auf den ersten Blick erkennt man, wie der verhältnismässig kurze Brief aus drei völlig heterogenen Teilen zusammengesetzt ist: die Verse 1—8, die in kurzen Reimpaaren abgefasst sind, bilden für sich ein Ganzes, die Verse 9—12 mit kreuzweiser Bindung enthalten eine Liederstrophe, die drei Schlussverse sind rythmisierte Prosa ohne Reim. Für den ersten Teil wird die Liebhaberin eines jener Formelbücher oder Blätter benutzt haben, wie sie uns später mehrfach überliefert sind; vgl. zu dieser Stelle

got geb ewch ein gute nacht,
von rosen ein dach,
von liligen ein pet,
von feyal ein dek,
von muschschat ein tuer,
von negellein ein rigellein dar fuer.
got geb ewch ein korblein mit rosen,
ich ein halbe nacht mit ewch czu kosen;

einmal aus dem Ende des 15. Jhs. Anz. f. Kde. d. dtsch. Ma. III, 290, Nr. 2

Digitized by Google

ich wuenschen dir ein gute nacht,
von rosen ein dach,
von gilgen ein bet,
von musgut ein duer,
von neglin ein rigel da fuer,

dann aus dem 16. Jh. Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorzeit, N. F. V, 215 ff., V. 18 ff.

entzwischen von muschgut ein dür,
von Negle ein rigl dafür
und von zimet vor ain dach.
darein den aller pesten geschmach,
und also warm,
und mich selbs an euerm schneweysem arm,

vgl. auch noch Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorzeit VII, 552, Wunderhorn II, 55 f., 57 f.

Der von V. 9 ab folgende Vierzeiler

Got gesegen ewch lip.
ich mag nit gewein.
kumt ir nit schir,
ich nim noch einen

wird von dem Mädchen selbst improvisiert sein. Die drei Schlussverse, die ohne Zusammenhang an jene Strophe angefügt wurden:

ich hab ewch ausz erkoren,
ir seyt mir libst ausz in allen.
ich mag itzund nith mer

sind offenbare Reminiscenzen aus Liebesbriefmustern.

Die beiden längeren aus Obersachsen stammenden Liebesbriefe haben den Vorzug, datiert zu sein. Der ältere von ihnen, der sich auf der Domherrenbibliothek zu Zeitz befindet und von F. Bech in der Zs. f. d. Phil. VI, 443 ff. mitgeteilt ist, datiert aus d. J. 1434, der jüngere, der im Morgenblatt 1819, S. 239, unkritisch und sichtlich modernisiert, veröffentlicht wurde, aus d. J. 1463.

Der dem Jahre 1434 angehörende Liebesbrief zeigt, was zunächst seine Form angeht, einen arg verwilderten Versbau, sehr häufig erscheinen klingende Verse mit 4 Hebungen, einmal begegnet ein klingender Vers mit 6 Hebungen (V. 44), zahlreich sind stumpfe Verse mit 5 Hebungen, weniger häufig

Digitized by Google

solche mit 6 (V. 16, 48, 82) oder gar mit 7 Hebungen (V. 68). So sehr sich die einzelnen Verse in Prosa aufzulösen drohen, so werden sie immerhin noch durch den Reim zusammengehalten.

Wie wir bereits bei dem zuletzt charakterisierten Liebesbriefe eine Zusammenschweissung aus drei heterogenen Bestandteilen erkennen konnten, so ist auch der vorliegende Brief in Wirklichkeit aus drei Liebesbriefmustern zusammengesetzt, von denen jedes einzelne sehr gut für sich existieren könnte. Der erste selbständige Teil umfasst die Verse 1—48, der zweite die Verse 49—68, der dritte den Schluss. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Scheidung ist nicht schwer, indem einmal V. 48 ein bekanntes Schlussmotiv *(alzo manch tusent engel muesze deyn phlegende seyn)* enthält, dann V. 49 wieder mit dem Grusseingang, der bereits in V. 11—13 zu finden war, neu einsetzt. Ganz ähnlich ist es bei den Versen 67 und 68, die ebenso wie V. 48 eine charakteristische Schlusswendung enthalten *(du mocht wol wissen wer ichs byn, myn allirliebester gulde schöne suberliche bule meyn)*, ferner ist der neue Abschnitt auch daran zu erkennen, dass derselbe Zug, womit der vorangehende Teil geschlossen hat (vgl. V. 59—66), bald von neuem erscheint (vgl. V. 73 u. 74). Herausgehoben sind die Schlussverse der drei Teile, 48, 68, 82, durch 6 bezw. 7 Hebungen, sodass man vermuten darf, dass der Verfasser seinen Brief zuerst bei V. 48, dann bei V. 68 schliessen wollte, und deshalb eben diese Verse so überlud.

Während die beiden letzten Teile ganz und gar volkstümlichen Charakter zeigen, geht der erste im Grunde auf ein höfisches Briefstilmuster zurück. Schon allein die Bezeichnung der Geliebten lässt den Gegensatz scharf hervortreten: dieselbe Geliebte, die in V. 11 *„fraw hobisch und czarth"* oder in V. 12 *„fraw yn hoer arth"* heisst, wird V. 51 *„meyn suszer czuckersmag"* oder V. 68 *„bule"* genannt.

Aber weiter weist der erste Teil noch deutlich das alte höfische Briefschema auf, und erinnert stark in seiner ganzen Anlage an den von Massmann im Anz. f. Kde. d. dtsch. Ma. II herausgegebenen bairischen Liebesbrief aus der Mitte des

Digitized by Google

14. Jhs. (oben S. 66 f.). Wie dieser beginnt er mit der Anrede an den Brief als Boten *(Nw vare do hen* u. s. w.), es folgen Dienstversicherung, Gruss, Beschreibung der Eigenschaften der Geliebten: dabei werden viel eingehender als in den Briefen des 14. Jhs. die körperlichen Reize berücksichtigt; zum Schluss die Empfehlung in den Schutz der Engel. Ja bis auf einzelne Verse können wir die Ähnlichkeit mit jenem Briefe des 14. Jhs. verfolgen, sodass die Vorlage zu unserem Briefe vielleicht eine enge Verwandtschaft mit dem bairischen Liebesbriefe gehabt haben mag, man vgl. Parallelstellen wie

V. 24 (Brief von 1434)	und V. 31 (Brief des 14. Jhs.)
wasz ich süche das lasz mich vynden	daz ich getracht han lange stunt, wo ich ein frowen finden chunt diu minnencleich wär gestalt,
	V. 37
	zwar ich han ewch funden.

Nach dem „Finden" setzt dann in beiden Briefen die Beschreibung der Schönheit von der Geliebten ein.

V. 42 (Brief von 1434)	V. 50 (Brief des 14. Jhs.)
du bist alles wandels frey,	dez seit ir gar an allen wandel.

Von den volkstümlichen Motiven der beiden letzten Teile erscheint zum ersten Mal die Aufforderung an die Liebste, über das Liebesgeheimnis zu schweigen (V. 59—66, 73—74), ein Gedanke, der in volkstümlichen Briefen der späteren Jahrhunderte immer wiederkehrt, sodann die Auslegung der Farben, die allerdings in keinem anderen Briefe wieder anzutreffen ist.

Auch der Verfasser des obersächsischen Liebesbriefes aus dem Jahre 1463 hat mehrere Briefmuster benutzt. Nur der Anfang setzt entsprechend der Prosaform, die hier zum ersten Male ganz rein erscheint, individuell ein, wenn man von der traditionellen Gruss- und Dienstformel absieht, die ja in den Prosabriefen z. B. eines Hutten noch zu finden ist. Wahres Gefühl sieht man in der freilich unbeholfenen Prosa durchschimmern, allein diese ersten gesunden Keime und Ansätze, die sich aus dem allgemeinen Aufschwung des Briefes im 15. Jh. (vgl. Steinhausen) herleiten, sollten innerhalb des Liebesbriefs keine rechte Entwicklung erfahren, und so lehnt sich

Digitized by Google

auch der Verfasser unseres Briefes nach den wenigen selbstempfundenen Zeilen an die traditionellen Briefmuster wieder an.

Von den Worten *„Nun liebes brieflein, du sollst mein bote seyn“* bis zum Schluss klebt er ein Muster an das andere. Das erste von ihnen, welches bis *„mein herze meinet es gutlich“* reicht, lässt mit jener Anrede an den Brief, dem folgenden Gruss und der Dienstversicherung noch immer die alte Disposition des höfischen Briefes erkennen, wenn auch die Art des Ausdrucks nunmehr ganz und gar volkstümlichen Charakter zeigt. So treffen wir in diesem Teile des Briefes eine wahre Musterkarte von volkstümlichen Grüssen an, die wohl aus den Anfängen mehrerer Briefe hier zusammen abgelagert sind. Der Schluss enthält wieder jene Bitte um Schweigen, die wir zuerst in dem Briefe von 1434 vorfanden.

Mit den Worten *„Nun soll euch das brieflein hin fürbass sagen, was in meinem herzen liegt begraben, gar heimlich freundschaft und hübscheit“* setzt deutlich ein zweites Briefmuster ein, das bis *„so bitt ich euch, dass ihr nicht vergesset mein“* reicht. Jene erste Stelle erinnert stark an den volkstümlichen Eingang, wie ihn ein fränkischer Liebesbrief des 18. Jhs. noch aufweist, vgl. Wunderhorn II, S. 55

> Ich habe mein Herz in deines hinein geschlossen,
> Darin liegen begraben
> Drei güldene Buchstaben:
> Der erste ist von rotem Gold,
> Dass ich dir bin von Herzen hold.

Auch sonst ist das zweite Muster, abgesehen von der sich wiederholenden Dienstversicherung, durchaus volkstümlichen Charakters.

Ein drittes Briefmuster beginnt bei *„wenn ich gedenke an eure güte“* und mag bis zum Ende gereicht haben, falls eben nicht noch mehr derartige Quellen benutzt sind, die wir aber nicht aussondern können. Nach einer detaillierten Beschreibung der körperlichen Reize der Angebeteten begegnet nochmals wie gegen den Schluss vom zweiten Muster das Stelldichein; es scheint dann der ungebundenen Rede entsprechend eine kleine individuelle Stelle zu folgen, welche lautet *„ich bitte euch gar*

Digitized by Google

sonderlich, dass ihr euch dessen nicht lasst verwundern, denn ich hab' es in rechter lieb gethan", nochmals erscheint wie im ersten Briefmuster die Aufforderung, über das Liebesgeheimnis zu schweigen, dann setzt ein langer Schluss ein, der wieder aus drei traditionellen Schlussmotiven zusammengeflickt ist. Zuerst erscheint die Empfehlung in Gottes und der Heiligen Schutz, dann der Wunsch *„guter nacht"* wie *„guter zeit,"* endlich die anonyme Einkleidung des Namens vom Liebhaber:

Der euch diesen brief hat gesandt,
Sein name ist euch, hoff' ich wohl bekannt;
Darum will ich mich nicht nennen,
Ich hoffe, ihr mögt ihn wohl erkennen.

Ein ähnlicher Schluss ist in sehr vielen Liebesbriefen des 16.—18. Jhs. anzutreffen, vgl. u. a. Anz. f. Kde. VII, 552, Nr. 2, ebenda N. F. V, 215 ff., Büschings Wöch. Nachr. I, 86, Wunderhorn II, 55 ff.

Somit haben wir auch in dem Liebesbriefe von 1463 eine Kompilation aus mehreren Liebesbriefen zu sehen, die sich allerdings bisweilen nicht so streng scheiden liessen wie bei dem Briefe von 1434, da ähnliche Motive verschiedener Muster öfter zu einer Einheit verbunden sind. Während der Verfasser jenes älteren Briefes einfach vorgefundene Muster an einander reihte, haben wir in dem Briefe von 1463 immerhin eine Überarbeitung älterer Quellen vor uns.

In Niederdeutschland treffen wir Liebesbriefe an in Göttingen, Minden und Köln. Aus GÖTTINGEN sind uns aus dem Jahre 1458 ZWÖLF BRIEFE überliefert (mitgeteilt von G. Schmidt in der Germania X, 385 ff.), ganz eigenartige Liebesbriefe freilich, denn der Unterlehrer Hermann Konemund hat sie an seinen vorgesetzten Rektor Kurd Hallis angeblich im Namen einer Göttinger Schönen, Edelinde, geschrieben, um dem kargen, mit der Besoldung wohl zurückhaltenden Rektor Geld zu erpressen. Das Ganze ist also ein raffinierter Betrug, der denn auch im Jahre 1459 vor einem hohen Gerichtshofe in Göttingen seine Bestrafung fand. Die Briefe enthalten natürlich vor allem die ewige Bitte um Geld, uns interessieren aber die in einigen Episteln der ungebundenen Rede vorausgeschickten

Digitized by Google

gereimten Stellen, die zum Teil Gemeinplätze des Liebesbriefes aufweisen. So gehen im ersten Briefe (I) der Prosarede 10 Verse in kurzen Reimpaaren voraus, welche die alten Eingangsmotive des Grusses wie der Dienstversicherung, ferner das Stelldichein und die Beteuerung der Freundschaft enthalten. In den Briefen II, V und VIII begegnen wir ebenso wieder der Dienstversicherung mit allen sie begleitenden Formeln. Charakteristisch ist dann vor allem der sehr lange, poetische Eingang von Brief VI, welcher den bereits über die beständigen Geldforderungen erstaunten Rektor beruhigen und günstig stimmen soll. Wir haben hier einen strophischen Liebesbrief vor uns, der nach Anlage wie Motiven ganz unter dem Einfluss von Briefen mit kurzem Reimpaar steht. Es sind je 4 Zeilen kreuzweis gereimt (a b a b), hinter „*leyf*" ist ein Reimwort auf „*flyte*" ausgefallen, die letzten 4 Zeilen sind dagegen paarweis gereimt. Den ganzen Liebesbrief wird der Schulmeister aus irgend einem Liebesbriefsteller abgeschrieben haben, wie er daraus auch die in seinem Munde trefflich klingenden Sprüche entlehnt haben kann; vgl. den Anfang von Brief IX:

Swygen dat is kunst, claffen dat brynget ungunst, allen luden godlich, wenich luden heymilich, sigh vor dich, de love de is myslich, de trwe de is eyn selten gast, we se hebbe, de hode se vast,

oder den Anfang von Brief X:

In allen werden guden stad, dede ek iw goyt, gy deden my quat. Borde ek my up, gy setteden my neder, erde ek iw, gy schenden my weder.

Ähnliche niederdeutsche Sprüche, die allerdings von einem Schreiber aus dem äussersten Westen, aus Gelderland, aufgezeichnet sind, finden sich in der Weimarer Liederhs. vom Jahre 1537, vgl. zu Brief IX Weim. Jahrb. I, 130 ff.

Spr. 9 Sih für dih
die treu ist wenig,

Spr. 15 trouwe is een seltsaem gast:
die sy vinde, die houde sy vast,

Digitized by Google

Spr. 30 Trouwe ist een selden gast:
die sy vindt die houde sy vast,

vgl. ebenso zu Brief X

Spr. 34 Dit is nu der werelt staet:
ic doe dy goet, du doest my quaet;
ic heffe dy op, du werpst my neder.
ic ere dy, du schendest my weder.

Aus MINDEN stammt der in der MINNEREGEL DES EBERHARD VON CERSNE (hg. v. Wöber, Wien 1861) überlieferte Liebesbrief, der unter der Überschrift *„Hy begynnet sich der mynnen brieb"* von V. 935—1010 reicht. Dieser Brief aber, obwohl ihn Cersne ganz unabhängig von seiner Vorlage, dem „Tractatus amoris" des Kapellans Andreas, gestaltete und an die Stelle der dortigen Liebeswerbung der einzelnen Stände setzte, zeigt nach Anlage, Motiven wie Ausdrücken mit dem traditionellen Liebesbriefmuster so gar keine Ähnlichkeit, dass er im Zusammenhange unserer Untersuchung keinen Platz zu finden braucht.

Wie aus KÖLN der erste volkstümliche Liebesbrief überliefert ist, so gehört derselben Stadt der LETZTE RITTERLICHE LIEBESBRIEF an. Der Brief, welcher sich nebst Siegelverschluss jetzt im Königsberger Archiv befindet, und in den Beitr. z. Kde. Preussens V, 182 bereits im Jahre 1822 von Prof. Voigt herausgegeben wurde, ist in Köln von einem Ritter vor Antritt einer Preussenfahrt im 15. Jh. verfasst worden. Seine Sprache ist im Grunde hochdeutsch, jedoch mit niederdeutschen, speziell niederfränkischen Sprachformen durchsetzt. So weist der vorliegende Liebesbrief eine noch buntere Formenmischung als der sächsische Brief vom Jahre 1463 auf, eine Erscheinung, die mit seiner Zusammensetzung aus völlig heterogenen Bestandteilen zusammenhängt.

Deutlich können wir zunächst zwei grosse Hauptteile unterscheiden, von denen der erste mit den abschliessenden Worten endet *„hy loys mich vorstan, wy mirs sal irgan, wen ich mich, ab got wyl, czu dir wende,"* während der zweite Teil mit einem ganz neuen Thema, mit der Aufforderung und Mahnung zur Frömmigkeit, anhebt.

Digitized by Google

Der erste Teil beginnt mit der traditionellen Anrede an den Brief, der sich gleich der Gruss anschliesst. In den ersten acht paarweis gereimten Versen ist das benutzte Briefmuster zu erkennen, mit einsetzender Prosa, die von den Worten *und dir och* u. s. w. bis *allirlibiste meyn* reicht, wird unser Urteil über die Abhängigkeit bezw. Selbständigkeit der Gedanken unzulänglich. Dann aber folgen mit den Worten *Meyn hercze* u. s. w. zwei kreuzweis gereimte Strophen, die aus irgend einem Liede entnommen sind, und deren Rythmus zum Teil durch hinzugesetzte Worte wie mit Absicht zerstört ist. Die Strophen lauten unter Weglassung der Zusätze:

Meyn hercze begert gar inniclich,
das dyr meyn wille würde kunt,
ich mag das sprechen sicherlich,
meyn hercze ist sere vorwunt [von dir].

O meyn granat, meyn paradys
bistu [is], czart libiste juncfraw meyn,
meyne wunne, meyn loyst, meyn leydvortryb,
vor alle dy werlede ich dich meyn.

Auch in der folgenden Partie, die mehr ungebundener als gebundener Rede gleicht (vgl. *unde wuldistu mich czu eynem dynir haben**), *mit all dem das ich vormag, eyn trostelich loyn sulstu entphogen**). *Ach trostelich lyb unvorczayt, stroftu mich nicht czu desser vart***), *so byn ich alle meynir frœgeden queyd)*, haben wir vielleicht, wenn wir die Reimspuren sowie die vielen zopfigen Ausdrücke in Betracht ziehen, die Trümmer von zwei zerstörten Liedstrophen vor uns, von denen jedesmal die vierte Reimzeile mit Absicht weggelassen ist. Auch der folgende lyrische Refrain *„elende byn ich,“* der im Briefe noch zweimal am Schluss eines Abschnittes erscheint, verrät seine Herkunft aus irgend einem, vielleicht auch demselben Liede.

Der erste Hauptteil unseres Liebesbriefes zerfällt also durch diesen Refrain schon rein äusserlich wiederum in zwei Abschnitte, die sich auch innerlich scheiden. Während bis

---

*) Reim *hân : enphân?*

**) Ursprünglich: *zu diser zît (: quît)?*

Digitized by Google

jetzt ein oder mehrere Lieder mit jambischem Rythmus von dem Verfasser des Briefes benutzt sind, lässt der zweite Abschnitt auf ein Lied mit daktylischem Tonfall als Vorlage schliessen. Deutlich ist dieser Einfluss zu Anfang wie zum Schluss zu erkennen, vgl.

Mir li'bit so sére deyn li'bliche gúte,
das i'ch keyne r'we mag geháben

und

hy lóys mich vorstán,
wy mi'rs sal irgán.

Die mittlere Partie ist dagegen in Prosa aufgelöst, und nur ein gelegentlicher Reim wie *eren : irneren* zeugt von dem zerstörten Liede.

Der zweite Hauptteil des Briefes wird wiederum durch den Refrain *„elende byn ich“* in zwei Unterteile zerlegt, die auch ihrem Inhalte nach grundverschieden sind: der erste enthält im allgemeinen fromme Lehren, der zweite den traditionellen Briefschluss.

Der erste Abschnitt setzt sich aus vier Strophen zusammen, von denen die drei ersten als gleichartig gereimt (a b b a einem einzigen Liede angehört haben werden, zumal sie alle in ähnlicher Weise mit einer Anrede an die Dame beginnen, während die vierte Strophe, die kreuzweis (a b a b) gebunden ist, eine andere Herkunft verrät. Wiederum ist Reim wie Metrum oft durch Änderungen und Zusätze verwischt worden. Ich lasse die Strophen so folgen, wie sie überliefert sind, und schliesse die verderbten Stellen in eckige, die zu vermutende Lesart in runde Klammern ein:

Ach seliges reyns frageleyn czart,
(Ach selig reyn czart frawe),
du salt tragen mit trawen der eren cleyd,
und ab dir do imant andirs sagit (seit),
der meynt dich nicht mit trawe.

Ach seyligis fragen, waz wiltu nur,
(Ach waz wiltu nur, seylig frawe)?
sundir vorwar deyn ere,
fulge gote unde seynir lere
daz mag dich nymmer rewgen (rouwen).

Digitized by Google

Ach czartir got, bis eyn hüttir der rœssen,
[das ist, czarter juncfraw, dy ich meine,]
daz nicht werde betrübit ir stulzer, [junger] leyb,
ach got, ir leyt vortreyp
unde alle den, dy fruntlichen von ir kossen.

Daran schliesst sich mit anderer Reimfolge eine vierte Strophe, die auch schlecht in den Zusammenhang passt, an:

Wen von rechter libe so kompt leyd,
daz ich wol (han) irfunden,
meyn hercze ist in trwren gar bereyd,
meyn fragede ist gancz vorswonden.

Der zweite Abschnitt des zweiten Hauptteiles, d. h. der Schluss besteht abermals aus zwei kleineren Teilen, der erste davon scheint wiederum, nach dem Reime *trwe : berewen* zu schliessen, der Rest einer zerstörten Strophe zu sein, die ursprünglich a b a b reimte, der zweite Teil dagegen mit seiner Wunschformel ist aus volkstümlichen Liebesbriefen entnommen. Ganz zum Schluss setzt wohl eigne Reimerei ein.

Während also der Ritter für den Anfang und Schluss seines Liebesbriefes Briefformulare benutzte, füllte er den eigentlichen Inhalt desselben mit Liederstrophen aus, die er bald genauer, bald in prosaischer Auflösung wiedergab. So erklärt es sich auch, dass wir in diesem Briefe im Gegensatz zu den übrigen Liebesbriefen des 15. Jhs. so wenig volkstümliche Motive antreffen.

Eine besondere Art von Liebesbriefen, die uns im 15. Jh. entgegentritt, sind die NEUJAHRSWÜNSCHE, von denen strophische wie in kurzen Reimpaaren abgefasste in dem Liederbuch der KLARA HÄTZLERIN (1471) überliefert sind. Eine Beeinflussung von Seiten des allgemein verbreiteten Liebesbriefes war allzu natürlich, und so treffen wir auch in den Neujahrswünschen eine Reihe traditioneller Liebesbriefmotive an, vor allem das Motiv des Dienstes. Bemerkt ist noch nicht, dass jene 8 paarweis gereimten Neujahrswünsche, die in dem Liederbuch der Klara Hätzlerin auf den Seiten 196—202 stehen, und dann noch einmal wegen ihres poetischen Reizes, ihrer massvollen Sprache und ihrer reinen Form von O. Schade im Weim. Jahrb. II. mitgeteilt sind, aus der Feder éines feinfühlenden,

Digitized by Google

formgewandten Dichters, vielleicht eines Briefstellers für Neujahrswünsche, geflossen sind. Ich mache aufmerksam auf den Anfang, der stets eine gleichartige Anrede enthält, ebenso auf den Schluss, der abgesehen vom ersten Neujahrswunsche stets mit den Worten „*Halt vest*“ u. s. w. endet; innerhalb der Briefe selbst vgl. man hinsichtlich der wiederkehrenden Motive und Ausdrücke:

2,30—34; 3,40—43; 4,3; 5,21.
1,6; 4,22 f.; 5,11 f.; 8,41.
3,45 f.; 5,32; 7,9; 8,34.
7,49; 8,29.
2,26 f.; 938,

und so liessen sich noch weitere Parallelstellen aufführen.

Kapitel 6.

Die niederländischen Liebesbriefe.

Hinausgehend über das eigentlich deutsche Sprachgebiet haben die höfischen wie volkstümlichen oberdeutschen Liebesbriefe auf dem Wege über Mittel- und Niederdeutschland bis in die NIEDERLANDE ihren Einfluss erstreckt.

Etwa aus der Mitte des 15. Jhs. ist uns ein 67 Verse langer, in kurzen Reimpaaren abgefasster NIEDERLÄNDISCHER ORIGINALLIEBESBRIEF auf zwei Pergamentstreifen erhalten, die ursprünglich ein Folioblatt bildeten (mitgeteilt von Verwijs in den Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde over het Jaar 1871: Mededelingen gedaan in de Vergaderingen v. d. Mtsch. d. N. L. 1870—71, S. 103 ff.). Der Brief rührt von einem vornehmen, jungen Herrn her, wie das Wort „*joncheere*“ (V. 44), die ursprünglich zwischen den beiden Kolumnen des Folioblattes prangende, goldene Grafenkrone mit einem von zwei Pfeilen durchbohrten Herzen sowie die goldenen Initialen beweisen. Dass der Brief aber von dem Ritter zum grössten Teil nicht selbst verfasst, sondern einfach aus einem vorliegenden Briefmuster abgeschrieben ist, dafür sprechen deutlich einmal die Umstellung der Reime in V. 10 und 11, sodann die Zerstörung oder Zerreissung des Reimes durch neu eingeschaltete Verse, in denen

Digitized by Google

der jugendliche Liebhaber seine eigne kümmerliche Poesie anbringt; offenbar besass er das Gefühl für das kurze Reimpaar nicht mehr.

So ist Zusatz V. 17 *(Want tot uwer eeren eest datmen doet)*, wodurch ein Dreireim entsteht, ebenso V. 19 *(Beide by daghe ende by nachte)*, wodurch der rührende Reim *bliven : gehebli(ven)* auseinandergerissen ist; veranlasst scheint der auch dem Sinne nach an dieser Stelle schlecht passende Vers durch das in V 23 wiederkehrende Motiv zu sein. Zugesetzt ist ferner V. 21 *(So hebdi mi gheraect al in mijn herte)*, der gar keinen entsprechenden Reimvers neben sich hat, und ebenfalls den Gedanken und Ausdruck von V. 15 nur wiederholt. Ob V. 26, der auch seines Reimgesellen entbehrt, ein Zusatz ist, oder hier der Reimvers ausgelassen ist, lässt sich nicht entscheiden, da die Zeile einen neuen Gedanken bringt. Hinzugesetzt scheint dagegen wieder V. 29 *(Als ic hebbe ghehad ende altoes doe)* zu sein, zu dem wiederum der entsprechende Reimvers fehlt; der Vers ist nämlich ziemlich nichtssagend und kann leicht durch das vorangehende *„soe groot“* veranlasst sein. Dann tritt nach langem Zwischenraume eine letzte Zerstörung des Reimes wieder ein in den Versen 58 und 69

Soete lief, mocht ic dijnder minnen ghenieten,
Soe soudic sijn tot uwen ghebode in alder stont.

Vielleicht ist *in alder stont* Zusatz und es reimte ursprünglich *mich genieten : gebieten*, der Niederländer, der *genieten* in seiner eignen Lautgebung als hochdeutsches *geniezen* nahm, glaubte den Reim nicht brauchen zu können und zerstörte ihn, ohne Ersatz zu schaffen.

Betrachten wir nunmehr den Brief seinem Inhalte nach, so ist der Einfluss des deutschen höfischen Briefstils auf ihn bezw. seine Vorlage deutlich ersichtbar, und zwar haben wir noch in dieser späten Zeit einen rein höfischen Brief vor uns, wenn wir von einigen wenigen volkstümlichen Wendungen absehen wie V. 2 ff.

die therte mijn
Heeft bevaen met harer minnen,

Digitized by Google

vgl. dazu den Anfang eines volkstümlichen Liebesbriefes (Weim. Jahrb. I, 129, Nr. 2).

God groet u die my ghevanghen heeft
so minlic in dat harte mijn,

oder wie V. 6.

Boven alle die levende sijn,

vgl. dazu ebenso den Anfang eines volkstümlichen Liebesbriefes (Weim. Jahrb. I, 129, Nr. 1).

God groet u lief boven al dat leeft,

oder endlich wie V. 14

Ghi sijt die edelste suver rancke.

Sonst aber treten uns das bekannte Schema wie die Motive des höfischen Liebesbriefes entgegen. Zuerst erscheint also die Anrede an den Brief als Boten (V. 1), danach der Gruss (V. 4), von V. 5 ab der Preis der Geliebten, die man vor allen Frauen „auserkoren" hat, traditionell ist dann das Motiv des süssen, aber quälenden Anblicks der Geliebten (vgl. V. 9, 12, 13, 22), traditionell die Dienstversicherung (V. 18), traditionell endlich sind die Liebesklagen (V. 24—33). Dann aber setzt mit V. 34 eine Stelle ein, die ihren ganzen Hass über die bösen und falschen Merker ausschüttet, eine Stelle, die unmöglich unter dem Einfluss des deutschen Liebesbriefes, dem dies Motiv gänzlich fremd war, in den niederländischen Brief hineingekommen sein kann. Da nun diese ganze Partie von V. 34—53 gar keine Reimverderbnis aufweist, dann bei einer wirklichen Erregung des jungen Ritters doch eine unbeholfene Sprache zeigt (man beachte die zahlreiche Wiederholung des Ausdrucks *quaden (valschen) tonghen* in V. 35, 43, 45, 49), diese Sprache endlich spezifisch niederländische, aus dem Französischen entlehnte Worte enthält wie *fininich* (V. 36), *fel* (V. 36), *el* (V. 37), so ist es offenbar, dass dies Stück von dem von Merkern umstellten Ritter selbst verfasst ist. Dieses Verhältnis fällt noch mehr in die Augen, wenn wir bedenken, wie die mit V. 33 schliessenden Liebesklagen unmittelbar nach dem Intermezzo über die Merker mit V. 54 wiederaufgenommen werden. So wird sich in der Vorlage V. 54 gleich an V. 33 angeschlossen

Digitized by Google

haben. Gemeinplätze des deutschen Liebesbriefes weist dann so recht wieder der Schluss auf mit seiner Bitte um Trost zur Gesundung des Herzens (V. 60—63) und um ein heimliches Stündchen (V. 64).

Aus dem vorliegenden Briefe folgt, dass der deutsche Liebesbrief bereits zu einer Zeit nach den Niederlanden gedrungen sein musste, als er noch frei war von dem, was wir als volkstümliche Elemente bezeichnet haben, also spätestens am Ende des 13. Jhs.

Dass der deutsche Liebesbrief auf die niederländischen vorbildlich gewirkt hat, können wir ferner aus dem in DIRC POTTERS „DER MINNEN LOEP" enthaltenen Liebesbriefe ersehen, den Hero an Leander schreibt (vgl. II, V. 208 ff.). Dieser Brief ist eine freie Umgestaltung des in Ovids Heroiden (XIX) enthaltenen Liebesbriefes, und ein Vergleich der Bearbeitung mit ihrer Vorlage zeigt, wie Dirc Potter bei mehreren Abweichungen sich durch den traditionellen Liebesbriefstil beeinflussen liess. So ist gleich der Anfang, die Entsendung des Grusses, in der dem Liebesbriefe charakteristischen Form ausgedrückt, vgl.

Her. XIX, V. 1 ff.

> Quam mihi misisti verbis, Leandre, salutem,
> ut possim missam rebus habere, veni!

und D. Potter, Der M. L. (hg. v. Leendertz), II, V. 208 ff.

> Den minnentliken Abydeus
> sende ic, Adonis van Zesten rijck,
> dusent grueten guetelijck.

Dasselbe Motiv erscheint im Gegensatz zur Vorlage noch einmal am Schluss des Briefes, V. 238

> mijn herte di dusent stonde gruetet.

Andere von D. Potter neu hinzugesetzte Züge, die Charakteristika des Liebesbriefes waren, sind

V. 213 f.

> (dattu so langhe hebs ghebeyt)
> te comen daer dijn herte leyt,

Digitized by Google

V. 241 f.

daer alle mijn troost ende toeverlaet
ende alle mijn salicheit an staet,

vor allem gegen Schluss V. 256

nu enweet ic meer wat spreken.

Der in der Bibl. v. Mndl. Lettk. (4. en 5. Afl.) auf Seite 66 f. mitgeteilte strophische Liebesbrief, welcher der Liebsten Wohlthun und Fröhlichkeit des Herzens als die erstrebenswertesten Ideale hinstellt, und so in seinem ganzen lehrhaften Tone öfter an Hugo von Montfort erinnert, zeigt wenig Eigenartiges und verdient daher keine Besprechung.

Endlich sei noch kurz darauf hingewiesen, dass auch volkstümliche Liebesgrüsse von Deutschland nach den Niederlanden einwanderten. In der Weimarer Liederhs., die allerdings erst aus dem Jahre 1537 stammt und von einem Schreiber aus Zutphen im Gelderland, also an der Grenze nach Niederdeutschland zu, angefertigt ist, sind uns jene zwei, bereits oben S. 89f. zum Teil citierten, volkstümlichen Liebesbriefchen erhalten, von denen der erste aus vier, der zweite aus sechs paarweise gebundenen Zeilen besteht. In beiden begegnen wir der volkstümlichen Wiederholung des Grusses, im letzten auch dem Motive des Wunsches. Ist jene oben behauptete Einwirkung dieser Art Grüsse sicher, so wäre ihr Alter wie ihr Bekanntsein in den Niederlanden um etwa 100 Jahre hinaufzurücken.

Kapitel 7.

Ursprung des deutschen höfischen Liebesbriefes.

Zum Schluss unserer Untersuchung bleibt noch die eine Frage zu beantworten, wo denn der letzte Ursprung des deutschen höfischen Liebesbriefes zu suchen ist, vor allem die Frage, ob er in seiner charakteristischen äusseren wie inneren Form und Anlage ein ureignes Erzeugnis der deutschen Litteratur oder ein fremdes, aus Frankreich importiertes, in Deutschland weiter gepflegtes Gut ist. Während Haupt den Ursprung des deutschen Liebesbriefes in Deutschland selbst sucht, nehmen Wackernagel-Martin (Litteratur-

Digitized by Google

gesch. S. 346 u. 347) an, er sei unter französischem Einfluss in die deutsche Minnedichtung eingeführt worden, eine Annahme, die durch eine Stelle im Titurel gestützt wird. Es sagt da Schionatulander zu Sigune, welche die Inschrift des Brackenseiles lesen will:

Titurel Str. 164

Er sprach ich vriesch ie wênec, der seile überschribene
brievebuoch en franzoys, ich weiz wol: solch kunst ist mir niht diu blibene:
dâ læse ich an swaz dâ geschriben wære.
Sigûne, süeziu maget, lâ dir [sîn] die schrift an dem seile gar unmære.

Allein diese Stütze verliert ihren ganzen Halt, wenn man sich klar macht, wie das Wort *„brief“* in der mittelhochdeutschen Sprache durchaus nicht allein die eine enge Formgattung, die wir heute darunter zu verstehen pflegen, bezeichnet, sondern schlechthin jedes kürzere Schriftstück. So wird denn ein Lied, sofern man an die schriftliche Aufzeichnung desselben denkt, ebenfalls *„brief“* genannt. Liebeslieder hat Herbort von Fritzlar im Auge, wenn er in seinem „Lied von Troja“ von Priamus rühmt V. 3150 ff.

fabeln, zale unde spel,
hubesche buch, minnebrieb
was im ûzer mâzze lieb.

Hat doch Guido de Columna, welcher dieselbe Quelle wie Herbort für seinen Trojanerkrieg benutzte, an dieser Stelle für *„minnebrieb“* *„cantationes amoris“*. Ganz deutlich aber tritt die allgemeinere Bedeutung des Wortes *„brief“* an einer Stelle in Ulrichs Frauendienst hervor, wo es heist

U. 57, 23 f.

den brief diu süeze wol getân
las: dâ stuonden diu liet an; . . . .

und so brauchen es keine Briefe, wie Steinhausen wohl geschlossen hat, gewesen zu sein, in denen Ulrich in seiner Jugend vom Markgrafen Heinrich von Istrien unterrrichtet wurde (vgl. U. 9,17 *an prieven tihten süeziu wort*). Es dürfte somit ausser allem Zweifel sein, dass auch unter jenen *„brievebuoch en franzoys“* von deren Kenntnis Schionatulander spricht, Bücher

Digitized by Google

mit Liebesliedern und nicht mit Briefen verstanden sind, zumal es sich grade an dieser Stelle um das Lésen eines Schriftstücks handelt (vgl. Tit. 164,3*).

Wollen wir wirklich in unserer Frage zur Klarheit gelangen, so müssen wir die französischen Liebesbriefe nach ihrer äusseren Form wie ihrer inneren Anlage mit den deutschen vergleichen, weniger nach den Motiven, da diese bei denselben höfischen Anschauungen leicht dieselben sein konnten, ja sein mussten.

Ich halte mich für die folgende Untersuchung im wesentlichen an die Abhandlung Paul Meyers über den Liebesgruss in der provenzalischen und französischen Litteratur („Le salut d'amour dans les littératures provençale et française," in der Bibl. de l'école des chartes, III. Bd., 6. Serie, Paris 1867, S. 124—170). Nach P. Meyer nahm der Liebesbrief in Frankreich im 12. Jh. seinen Ausgang in der Provence und drang im 13. Jh. nach Isle de France, wo er am Ende des Jhs. bereits wieder abstarb. Aus Südfrankreich sind uns sieben, aus Nordfrankreich zwölf solcher Liebesgrüsse erhalten. Seit der Publikation P. Meyers ist nichts Verwandtes mehr an den Tag gekommen.

Ein Vergleich der sieben provenzalischen Liebesbriefe mit den deutschen zeigt folgende Unterschiede: den provenzalischen Grüssen fehlt im Anfang fast durchweg die Dienstversicherung, ein Hauptcharakteristikum des deutschen höfischen Liebesbriefes (nur im Briefe des Raimon de Miraval heisst es gleich in der zweiten Zeile: „*Sel qu'es tot en vostra comanda*"), sie beginnen vielmehr häufig mit einer Anrede der Dame (*Dona*), welcher dann eine Umschreibung des Liebhabers, bisweilen auch der Geliebten folgt mit Worten wie „Derjenige, welcher . . . . ., grüsst dich" u. s. w. Eine ähnliche Art der Umschreibung treffen wir in allen überlieferten Briefen an. Endlich finden wir im Gegensatz zu den deutschen Liebesbriefen bereits eine

---

* Etwas anders liegt es wohl mit der Tristanstelle 8143, wo Isot lernt *brieve und schanzûne tihten*, während V. 2292, 3623, 8078, 19214 die *schanzûne* immer in musikalischer Umgebung erscheinen.

Digitized by Google

Häufung der Grüsse vor, vgl. den bei P. Meyer an dritter Stelle angeführten provenzalischen Liebesgruss:

Sel que vos es al cor pus pres,
Dona, m preguet . . . . . .
. . . . . .
V. 7 Vos Saluda e vostra lauzor,
Vostra beutat, vostra valor,
Vostre solatz, vostre parlar u. s. w.

In Anbetracht dieser Unterschiede müssen wir eine direkte Beeinflussung des deutschen Liebesbriefes von Südfrankreich her unbedingt verneinen.

Nach der Untersuchung P. Meyers könnte unsere Frage bereits als gelöst gelten, da ja die nordfranzösischen Liebesbriefe, die erst im 13. Jh. unter dem Einfluss der provenzalischen aufgekommen sein sollen, nicht mehr auf den deutschen Liebesbrief, der seine Wurzeln im 12. Jh. hat, bestimmend wirken konnten. Allein ich halte jenes von P. Meyer behauptete Abhängigkeitsverhältnis für unrichtig, zeigt doch bereits der Dichter der Vorlage von Veldekes Eneit, also ein normannischer Poet, eine Bekanntschaft mit Liebesbriefen. Somit bliebe eine Einwirkung des nordfranzösischen Liebesbriefes auf den deutschen immerhin noch eine offene Frage, deren Lösung um so schwerer ist, als uns aus dem 12. Jh. keine französischen Briefe überliefert sind, anderseits die zwölf Liebesbriefe des 13. Jhs. ein gar unzulängliches Material darbieten. Da nämlich elf von diesen Briefen in einer Hs. überliefert sind, so liegt die Vermutung sehr nahe, dass sie auch von der Hand eines einzigen Verfassers, vielleicht eines Briefstellers, herrühren, eine Vermutung, die sehr viel Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir bedenken, wie in Nr. III (Appendice) der Brief des Liebhabers von der Antwort der Liebsten begleitet erscheint, wie Nr. V einen Kranz von Klagen (complaintes) bildet, die ganz sicher von einem einzigen Dichter stammen, von denen aber jede als Liebesbriefchen für sich bestehen könnte, wie endlich in den einzelnen Briefen viele Motive und Ausdrücke wiederkehren. Somit hätten wir in 11 Briefen ein künstliches Produkt vor uns, das uns ebenso wenig wie der zwölfte,

Digitized by Google

1046 Verse lange Brief von Philippe de Beaumanoir über Form und Anlage wie über die Verbreitung des lebendigen, im Liebesverkehr gebrauchten nordfranzösischen Briefes unterrichten kann. Nehmen wir aber einmal an, dass die nordfranzösischen Liebesbriefe des 12. Jhs. ähnlich aussahen wie die im 13. Jh. überlieferten, so würde ein Vergleich mit den deutschen Briefen abermals zu dem Resultate führen, dass zwischen deutschen und französischen Liebesbriefen keine direkten Beziehungen bestanden haben können. Die Form der letzteren wäre viel mannigfaltiger gewesen, und hätte dem lyrischen Versmass wie der Strophe zugeneigt, anderseits hätte wiederum die Dienstversicherung gefehlt, während das Motiv des Grusses schon weiter ausgesponnen gewesen wäre, genau so wie bei dem provenzalischen Briefe. Endlich spricht für den rein deutschen Ursprung des Liebesbriefes der oben angestellte Vergleich des Briefes in Veldekes Eneit mit dem seiner Vorlage.

Doch nicht ganz unvorbereitet trat der deutsche höfische Liebesbrief in die Litteratur ein. Zur Zeit seiner Anfänge hatte bereits der lateinische Brief, und nicht zum wenigsten grade der lateinische Liebesbrief, unter unmittelbarer Einwirkung der Antike eine hohe Blütezeit erlebt, in Frankreich sowohl als auch in Deutschland. Dort hatte er seinen Höhepunkt im ersten Drittel des 12. Jhs. durch die Persönlichkeit eines Hildebert von Lavardin erreicht, der den prosaischen wie poetischen Brief oft mit nahezu klassischer Formvollendung behandelt (seine Werke sind hg. von Beaugendre, Paris 1708, vgl. dort die Briefe auf Sp. 1—200, ferner in den Carmina miscellanea auf Sp. 1310 ff.). Dabei blickt überall, vor allem aber in seinen Briefen an Frauen wie Adele von Blois, Mathilde von England u. aa., eine heitere Liebenswürdigkeit durch: man merkt, wie der geistliche Berater gar gern die Rolle des zärtlich empfindenden Liebhabers spielt. Mit den Briefen der deutschen Mystiker des 14. Jhs. lassen sich seine Briefe an Frauen oft vergleichen, in denen Sinnliches und Übersinnliches wunderbar gemischt erscheint. Daher die üble Rede der Nachwelt, die ihm einen lockeren Lebenswandel zum Vorwurf zu machen sucht. Eine solche Persönlichkeit musste

Digitized by Google

vorbildlich wirken. Kein Wunder, wenn man seine Briefe als Muster auswendig lernen liess (vgl. Hauréau, Les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, Paris 1882, Vorwort S. 2), und ein Kleriker weiss sich in dem poetischen Briefsteller des Matthäus von Vendôme (hg. v. Wattenbach, Sitz.-Ber. d. k. b. Ak. d. W. zu München, Bd. II, 1872, S. 561—631) einem Bischof nicht besser als Briefschreiber anzupreisen als durch die Erklärung, er habe diese Kunst zu Tours erlernt, wo bekanntlich Hildebert in seinen letzten Lebensjahren Erzbischof war (vgl. a. a. O. Brief I, 3, V. 69: *Me docuit dictare decus Turonense magistri).* Zugleich erfahren wir aus dem Munde des Klerikers, dass im 12. Jh. bereits ein bestimmtes Briefschema für den lateinischen Brief gelehrt wurde (vgl. I, 3, V. 79 ff. *Dictantis partes sunt quinque: salutat, amicat, Auditum narrat, postulat arte, tacet).* Anderseits darf schon die Thatsache allein, dass Matthäus von Vendôme in Mussestunden für seine Schüler einen Briefsteller dichtet, Beweis genug dafür sein, dass in jener Zeit der lateinische Brief sowohl allgemein gepflegt wurde, als auch eine längere Entwicklung hinter sich haben musste.

In Deutschland hatte bereits im 9. Jh. Walafrid Strabo, der Abt von Reichenau, ein kleines Liebesbriefchen in Hexametern abgefasst (hg. v. Haupt in s. Einl. z. Hartm. Büchlein); ganz im Anfang des 11. Jhs. richtete der Mönch Froumund von Tegernsee an seine Mitbrüder wie vor allem an Kaiser Heinrich in Distichen abgefasste Briefe, die fast sämtlich schon den Gruss als Eingangsmotiv aufweisen (hg. v. Seiler, Zs. f. d. Phil. 14, 385—442); ungefähr zu derselben Zeit dichtete Eckehard IV. aus St. Gallen Briefe an Abt Burkard wie Notker (hg. Zs. f. d. A. 14, 43—45), und in der zweiten Hälfte des Jhs. sehen wir in Regensburg sich interessante Liebeshändel an der Hand von lateinischen poetischen Briefen abspielen (vgl. clm. 17142, fol. 70 ff., Mitteilungen daraus sind gemacht von Wattenbach in d. Münchener Sitzungsberichten, Bd. III 1873, S. 685 ff.). Wir haben es da zunächst mit einem rein gelehrten Verkehr zu thun zwischen Geistlichen und Damen, die sich eifrig mit klassischen Studien

Digitized by Google

beschäftigen und mit Martianus Capella wohl vertraut sind. Spielend und mit Leichtigkeit wird von beiden Seiten so die Form des Briefes gehandhabt. Bald erscheint allerdings den Männern der Wunsch intimster Annäherung als das erstrebenswerteste Ziel des ganzen Verkehrs, mag auch die weibliche Zurückhaltung noch so nachdrücklich die Gewährung kühnerer Forderungen versagen. In den Briefen des Mannes tritt uns überall keckes, sinnliches Begehren entgegen, in den Briefen der Frau nur zartere, aber nicht leidenschaftsfreie Empfindung für den Mann. Dasselbe Verhältnis treffen wir im 12. Jh. in den bekannten drei Prosabriefen aus dem Besitz Wernhers von Tegernsee wieder an (hg. v. Lachmann u. Haupt in den Anm. zu M. Fr. S. 221 ff.). Der Geistliche ist in seinem kurzen Briefe nur auf die Erfüllung seines Willens bedacht, das Mädchen scheu zurückhaltend, aber voll von starker, edler Empfindung für den Geliebten, sodass sie am Schluss ihrer Briefe sich von der hemmenden Fessel der fremden Sprache, unter deren Decke gar oft deutsche Poesie durchzuschimmern scheint, befreit und ihr ganzes Fühlen in ihrer Muttersprache ausklingen lässt.

Eine solche freie Behandlung des lateinischen Briefes nun, dem man schon lange alle Empfindungen, von den zartesten bis oft zu den brutalsten, anzuvertrauen wusste, konnte auf den deutschen Liebesbrief in dem Zeitpunkte seines Entstehens sehr wohl förderlich wirken und zu der uns bekannten schnellen Entwicklung beitragen, um so mehr, als an den überlieferten deutschen Stücken die Geistlichen stark beteiligt sind. Ein direkter Einfluss auf das uns überkommene Material lässt sich auch von dieser Seite nicht nachweisen: nach Form wie Inhalt ist eben der deutsche höfische Liebesbrief aus der Anschauung und den Gebräuchen des Minnedienstes geboren, um mit ihnen wieder zu verfallen und unterzugehen.

Digitized by Google

ANHANG.

Acht neu entdeckte Briefe zum Lassbergschen Liebesbriefsteller aus der Dresdener Handschrift M. 68.

Die um mehr als ein Jahrhundert spätere Überlieferung ist derart, dass an eine Herstellung des ursprünglichen Textes nicht gut gedacht werden kann. Den Briefen ist darum möglichst das Kleid gelassen, das ihnen die Hs. gegeben hat. Nur sichere Fehler des Schreibers sind im Text verbessert, Abbreviaturen grundsätzlich aufgelöst; jede neue Zeile lasse ich abgesehn vom Anfang eines Briefes mit einem kleinen Buchstaben beginnen, auch da, wo die Hs. eine Majuskel aufweist. Zur Bezeichnung des Umlauts habe ich im ungefähren Anschluss an die Hs. durchweg bei langen Vokalen und Diphthongen ein nebengeschriebenes e*), bei kurzen Vokalen (und bei *ü* für *iu*) zwei Striche verwandt; *i* und *j*, *u* und *v* sind wie üblich geschieden, Trennung und Zusammenschreibung ist nach herrschendem Brauch geregelt, die Interpunction hinzugefügt.

I.

Bl. 51^{b}, Sp. 2, Z. 26 v. o. — Bl. 52^{a}, Sp. 2, Z. 13 v. o.

Got grueß dich, clare jugent,
got grueß dein werdi tugent,
got grueß dich, lieber zarter leib,
got grueß dich, wunnecliches weib,
got grueß dich, herczenliebu mein fraw,
got grueß dich, pluende roß im mayen taw.
wann du pist mit mengen tugenden begossen,
wann ich han dich beslossen
in dem vil senden herczen mein.
fraw, daz ich han von dir so groß pein,
der tugend laß mich, fraw, geniessen,
vnd laß von dir genad fliessen,
wan ich on dich nit genesen mag.
nun laß mir scheinen den tag,

*) Da die Druckerei nicht über die nötigen Lettern mit übergestelltem e verfügt; auch ů musste deshalb durch uo gegeben werden.

Digitized by Google

vil minneclichu, raine frucht.
nun er an mir dein weiplich zucht,
das mir werd laides von dir puoß,
buit mir deinen werden, zarten gruoß
auch mit ainem lieplichen augenplick.
dein augen hand mich gefangen in sollichem strick,
ez wölt denn wenden dein werder zarter mund*),
. . . . . .
sölt mir die hilff senden
und wölt mir meinen kommer wenden,
so möcht meiner sorgen wol werden raut.
und seid mir got die seld geben hat
und ich mit dir gereden tar,
susz nim, uil herczenliebu fraw, war,
wez ich beger an dich.
dez gewer durch dein tugend mich,
mein herczenliebu zart,
daz mir auff erd nie fraw so lieb wart.
ich send ew ain clains prieflein,
daz sol verholn ain pot sein
von ewerm trewen dienstman,
der sich dez hat genomen an,
das er well ewer dienstman sein
auff ewer genad, frawe mein.
wann got hat an euch gelait
tugend, staet und beschaidenhait,
aufgezüget darzuo hat
zucht, die da mit freuden stat.
mein zung ez nit vollenden kan,
als ich in meinem herczen han,
daz ich euch lob nach vollem werd.
er lept nit auff der erd,
der ewern tugentlichen schein
volloben müg, frawe mein.
als sich got von mir schaid,
ich swer euch tausend aid,
daz mir söllichs lieb nie ward kund.
dez wil ich, fraw, nun zestund
beweren wol mit minnen dir,
alz ir künnent gepieten mir.
ich bin ain prief, du solt mich lesen,
er ist an fräuden ungenesen,

*) 21 ff. die Stelle ist stark verderbt und lässt sich nicht sicher herstellen, in jedem Fall ist einmal *wenden* zu streichen. v. 30 — lieber Hs.

Digitized by Google

der mich hat gemachet.
der trauret und wachet,
fraw, nach deiner minne.
gnad, meins herczen küniginne!
laß mich in deinen hulden sein.
mein leib, mein hercz, daz ist dein,
und gib ez aigenlich auch dir.
fraw, daz gelaub mir,
du pist mir ze aller stunde
in herczen und in munde,
in sinne und in muot.
du pist die rain, guot,
das ich dein nit vergessen mag
untz an den jungsten tag.

II.

Bl. 54ª, Sp. 1, Z. 9 v. o. — Bl. 54ª, Sp. 2, Z. 13 v. o.

Meiner fräuden hoechster hort,
sprechend zuo mir ain lieplich wort
auß ewerm roten mund.
wol mich der zarten stund,
da mir ward ewer schoeni kund.
ich sloß euch in meins hertzen grund:
niemant entsliessen kan die tür,
ir koment nimmer me herfür.
liebez geding wil ich leben,
minn die sol mir trost geben.
minn, waz ist an mir geschechen?
mit grosser sorg muoß ich verjechen,
das ich ew mit trüwen main.
ich mag ez nimmer tragen ain.
minne du solt mich stüren,
rauten der saeligen, gehüren,
daz mein red pleib on zorn.
fraw schoen und wol geporn,
ich wil euch senden smerczen clagen,
den mag ich nimmer ainig tragen.
nu süllent ir eren ewer tugend
und ewer hochgeporne jugend.
nement die red mir ze guot,
groß lieb ir an mir tuot.
fraw, ich on schuld bin.
was mag ich, daz mein holder sin
ewch pracht zuo dem herczen mein?

Digitized by Google

genad, edlu fraw fein!
fraw, mein trui ist gen euch groß.
wie ich der red nit sey genoß,
darumbe mag ich si nit lan,
was mir davon sol ergan.
ich waiss wol, mir ist sein ze vil,
mein hercz anders nit enwil.
minne geit den selben raut.
minne gar offt bezwungen haut
baidu frawen und man.
fraw, nun sechend den prieff an
und achtend, was grosse lieb sey.
mein hercz wonet euch staete by.
ich was euch hold vor mengen tagen
und torstz ew, fraw, nie gesagen.
ich hett ez noch verswigen gern,
da wolt sein daz hercz nit enbern.
daz sprach: und sölt ez ainig die not
tragen, ez muest ligen tot.
fraw schoen und hochgeporn,
hand gen mir genaedigen zorn.

III.

Bl. 54ª, Sp. 2, Z. 14 v. o. — Bl. 54ᵇ, Sp. 1, Z. 15 v. o.

Got geb mir noch, daz mir geling
gen minem lib, daz ich geding.
wan die haut vererbet sich
in meins herczen grund, das ich
nit trostez mag mich versechen.
nun das ich taugen muoß spechen
ain früntlich lieplich angesicht,
anders trostez han ich nicht.
das si damit gedenck mein!
ach got, sölt das nun sein,
das ich mit ir reden sölt!
anders ich nit muoten wölt,
nun daz iren eren wol an staut
und si unbeswechet laut.
ach fraw mein, tuond alz tugentlich
und fuegend, das ich kurczlich
mein hercz also mit euch verain.
in trüwen ich anders niemant main
denn euch, werdu fraw guot.
davon so troestend meinen muot.

Digitized by Google

damit hab die red ain end.
got mich schier zuo euch send,
und das ich euch clag,
was ich kommers von euch trag.
wan ich ie gehoert han,
baidu von frawen und von man,
daz ez tausentvältigen lon git,
wer ains geweret by der zeit.
prief, nun var da hin,
da mein hercz und aller mein sin
zuo allen zeiten hin staut
und auch nimmer abgelaut.
ez hat guot gedingen,
im müg wol fräuden pringen
ain frawe cluog und wol getaun.
die ist allez wandels aun,
daz mein hercz und mein sin
gruessen muosz die kaiserin,
die so zartlich für mich gat,
baidu frue und spat,
das ich ir nit vergessen kan.
davon so wil ich heben an
und wil die zarten, suessen
taugenlich mit züchten gruessen,
so ich aller pest kan,
wann ich mag nimmer abgelan.

IV.

Bl. 54ᵇ, Sp. 1, Z. 16 v. o. — Bl. 54ᵇ, Sp. 1, Z. 5 v. u.

Ach gelept ich, daz ich hort
von irem mund ain claines wort,
das si gern wölt nemen ein,
was ir das clain prieflein
von mir gesagen kund.
wann ich mit meinem mund
laider nit gereden tar.
dennocht so nimm ich ir war,
wo si sitzet oder staut,
oder wa si gen kirchen gaut.
mit fräuden wirt mein hercz entzund,
so ich sich iren roten mund,
der durch mich brach für sunn und maun.
got grueß euch, fraw lobesaun,
got grueß ewer augen clar,

Digitized by Google

got grueß ewer wenglin rosenvar,
got grueß ewer zartez mündelin,
got grueß ewer sneweissu hendlin,
got grueß ewer plancken kel,
got grueß ewer ermlin sinwel,
got grueß ewern werden stan,
wan in niemant volloben kan.
nicht mer ich gereden tar.
fraw, nun nement sein war:
der euch den prief gesent hat,
den selben nit verderben lat,
wan aller sein trost an euch leit.
so helffend im, ez ist an der zeit.

V.

Bl. 54ᵇ, Sp. 1, Z. 4 v. u. — Bl. 54ᵇ, Sp. 2, Z. 3 v. u.

Got geb uns paiden hail,
von weil ze weil der fräuden tail.
fraw, nun tuond so tugentlich
und schreibend mir herwider kurczlich.
tailent mir ewer genad in disen sachen,
das mein hercz müg erlachen.
ach herczenliebu fraw on end,
disen prief ich dir send:
der sol ain kuntschaft sein,
daz dich manot daz hercz mein.
got von dez himels thron
der grueß euch, fraw vil schon,
got grueß euch, fraw lobsam.
saelig sey ewer rainer nam
und ewer werdu frucht.
wann ewer schoeni und ewer zucht
hand mich darzuo pracht,
das ich von miner macht
minneclich an euch senden muoß
baidu mit bett und mit gruoß.
ewer zarter, rosenfarber mund
tue mir ain haimlich stat kund,
das ich euch meinen kommer clag,
den ich von ewern schulden trag.
sechend, damit wird ich gesund,
alz ainer nachtegalle mund
auß trunck mit ainander den Rein.
ach hertzliebu fraw mein,

Digitized by Google

land mich in ewern hulden sein.
brief, nun far da hin,
da mein hercz und mein sin
ymmer on end wonen muoß,
und sag der lieben meinen gruoß,
und sag ir auch dabey,
das mir niemant lieber sey.
wer ich dir lieb, alz du pist mir,
so wer lieber niemant dann wir.
lieb, hat dein hercz trui gen mir,
ach lieb, so ger ich gnad von dir.
ach got, mein allerliepster zart,
so wol mir huit und ymmer wardt,
das ich dein kund ie gewan.
dez tunck ich mich ain saelig man.
du pist mir in das hercz begraben
mit hundert tausent buochstaben.
vil herczenliebez lieb, das mein,
wan ich dich in trüwen main.
des soltu mich geniessen lan,
wann ich bin dein aigen dienstman.

VI.

Bl. 54ᵇ, Sp. 2, Z. 2 v. u. — Bl. 55ᵃ, Sp. 1, Z. 16 v. u.

Got grueß dich, edler karfunckelstain,
der in truebem nie erschain.
got grueß dein augen, die sind clar,
got grueß dein wenglin rosenfar,
got grueß dein kel hermlinweiß,
got grueß dich, lieb, mit allem fleiß.
wann ich ie gehoert han:
den pesten gürtel, den ain man
umm seinen leib ie bezwang,
das ist ainer rainen frawen ummfang
mit zwain wyssen armen planck,
und getruckt prust an prust,
das ist ain minneclich gelust.
möcht ich dez trostez von euch han,
das ez mir also sölt ergan,
so wurd ich an sorgen frey,
und wonti mir hochgemuet bey.
wann ich gern taet und darnach streb,
wie ich nach deinem willen leb.
wenn ich dich, lieb, im herczen trag

Digitized by Google

und sech dich gern alle tag.
das mag laider nit gesein,
wie offt sein gert daz hercz mein
und on end ymmer tuon muoß,
bis das mir wirt ain lieplich gruoß.
damit hab die red ain end,
got uns schier zuosamen send.
bis, fraw, frisch und gesund,
bis ain nachtgall auß trinck dez meres grund;
und schreib mir ettwas herwider,
so werdent gesund meinu glider,
was sy dein gnad an disen sachen,
dez mein hercz müg gelachen,
das laß mir schreiben und tuon kund,
so belib ich frisch, fro und gesund.

VII.

Bl. 55[a], Sp. 1, Z. 15 v. u. — Bl. 55[a], Sp. 2, Z. 18 v. u.

Fraw, aller tugent ain spiegelglas,
ain chron, ain pluom, ain adamas,
ain lieb in lieplicher guet,
mit züchten und mit hochem gemuet,
mein hoechster trost, mein pestez hail,
meiner saelden der pest tail,
den ich zuo aller welt han,
das sind ir, fraw, on allen wan.
vil herczenliebu fraw fein,
ich enpuit euch den dienst mein,
darzuo dienstlichen muot.
wer ücz pessers denn lyb und guot,
das wer ewer augen, fraw, mit kraft;
darzuo gottez hohi maisterschaft
beschuoff nie so gehuir
noch so lieplich creatür,
so ir sind, fraw mein.
ewer minneclicher augenschein
hat ob allen frawen den breis,
alz in dem mayen ain plueends reis,
das mit rosenplueten staut
und sich hin wider sechen laut.
also sind ir beschoenet,
mit tugenden schon bekroenet.
an euch ist nichcz vergessen:
ewer leib ist wol besessen

Digitized by Google

mit tugenden und mit wirdikait.
was got an euch eren lait,
do er geschuoff ewer früntlich gruessen,
die mir kummer künden buessen,
und das von ewerm mund gaut!
ist das myr in got beschaffen haut,
so bin ich wol ain saelig man,
ob mir got der eren gan.
fraw, nun gebt mir ewer ler,
wie ich taugen zuo euch cher,
das ich euch clag den kommer mein,
mein minneclicher augenschein.
wann ich euch nit clagen sol
den grossen kommer, den ich dol
von euch, fraw, zu aller frist,
mein hercz von euch gevangen ist.
damit behuet euch got,
und bedenckent, liebu fraw, min not,
also das mir, fraw, ewer hail
nach meinem willen werd ze tail.

VIII.

Bl. 55ᵃ, Sp. 2, Z. 17 v. u. — Bl. 55ᵇ, Sp. 1, Z. 9 v. u.

Fraw, auff ewer gnaden schein
send ich euch dicz prieflein,
und bitt üch umm ewer hüpscheit,
das irs euch nit lassend wesen lait,
das ich ez euch han gesant.
und sölt ich darumm raumen daz lant,
ich möcht nit lenger han verborn.
ich han ze lieb euch erkorn,
dez zwingt mich ewer minn.
auch rieten mir mein sinn,
das ich euch clagti mein not.
die scham mirs gar verbot.
dez bin ich lang in zweifel gewesen.
doch hoer ich an dem puoch lesen,
das niemant sey so tummer,
leid er uon frawen kummer,
er sol ir clagen sein ungemach:
villeicht si sein gnad enpfach.
ist aber ir die red laid,
vertraet si ez durch ir hüpschait.
nun bin ich, fraw, worden bald

Digitized by Google

und gib üch in ewer gewalt
hercz, leib und auch die sinne mein.
gnad, meins herczen kaiserein!
ainer pett ich muoten wil,
wie mir der eren sey ze vil.
doch ich ir auff gnad beger,
daz mich ewer gnad gnaediclich gewer,
daz ich by euch in kurczer frist
müg on allen argen list
taugenlich by euch gesein,
dez begert das hercze mein,
ain weil oder ain halben tag,
bis ich ew meinen kummer clag,
den ich im herczen haimlich dulden
muoß uon ewern schulden.
ir hand mich taugentlich verwunt:
wöltend ir, so wurd ich gesund.
sprechent ir nun ain ainig wort,
so haet ich aller fräuden hort.
nun hab die red ain end.
auff gnad ich ew send
disen prief, fraw wol geporn.
hand gen mir gnaediclichen zorn.
troestend ir mich in dem lyden min,
ich muoß ew ymmer hold sein
und tragen diensthaften muot
baidu mit leib und mit guot.
got geb, daz mir geling
bas denn ich geding,
so tuon ich allez daz ich sol.
lieber prief, nun geraut wol.
got spar üch, fraw, gesund,
bis ain ros gelt ain pfund,
und allez wasser werd ze win,
dez wünsch ich dir, meins herczen künigin.

Digitized by Google

INHALT.

EINLEITUNG. Verhältnis der Arbeit zu Alb. Ritters „Altschwäbischen Liebesbriefen“ S. 5. — Teilweise Ergänzung des Lassberg'schen Liebesbriefstellers durch die Dresdener Handschrift (M. 68) S. 5—7.

I. TEIL. DIE QUELLEN DES LASSBERGSCHEN LIEBESBRIEFSTELLERS S. 8—41.

Abhängigkeit von der „Minnelehre“ S. 8—21. — Die Liebesbriefe Ettmüllers S. 21—24. — Die drei Büchlein Ulrichs v. Lichtenstein S. 24—28. — Liebesbriefe volkstümlichen Charakters S. 28—31. — Spruchliebesbriefe S. 31. 32. — Einfluss Konrads v. Würzburg, bes. d. Goldenen Schmiede S. 32—37. — Die 'geblümte Rede' S. 37. 38. — Der Briefstil und die Predigt der Mystiker S. 38—40. — Würdigung S. 41.

II. TEIL. GESCHICHTE DES MITTELALTERLICHEN LIEBESBRIEFES S. 42—98.

Kap. 1. Anfänge. Entwicklung bis auf Wolfram von Eschenbach S. 42—47.

Anfänge um 1150 S. 42. — Der Brief in Docens Miscellaneen II 306 („Ratschläge für Liebende“) kein Liebesbrief S. 42. — Veldekes „Eneit“ S. 42. — Wirnts v. Grafenberg „Wigalois“ S. 45. — Wolframs „Parzival“ S. 46.

Kap. 2. Die Büchlein S. 47—51.

Unterschied vom Liebesbrief S. 47. — Einwirkung des Briefs auf das Büchlein, bes. auf das I. Büchlein Ulrichs v. Lichtenstein S. 49. — Ein thüringisches Büchlein des 14. Jhs. S. 50.

Kap. 3. Die Liebesbriefe aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts S. 51—66.

Weitgehender Einfluss des Wirntschen Liebesbriefes auf: die „Minnelehre“ S. 51, — Pleiers „Meleranz“ S. 54, — den Herzog Ernst D S. 56, — den Brief in Greiths „Spicilegium Vaticanum“ S. 58. — Die sechs (sieben) Briefe Ettmüllers unter dem Einfluss Ulrichs von Lichtenstein S. 59.

Digitized by Google

Kap. 4. Die Liebesbriefe des 14. Jahrhunderts S. 66—74.

Der erste Originalliebesbrief (Münchener Hs.) S. 66. — Eindringen volkstümlicher Elemente S. 67. — Strophische Liebesbriefe S. 69: aus Köln 1373 S. 70, — aus Salzburg 1393 (Mönch v. Salzburg) S. 70. — Hugo v. Montfort S. 71.

Kap. 5. Die Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts S. 74—88.

Betrachtung nach Landschaften S. 74. — Vier Liebesbriefe aus Mattsee S. 74. — Obersächsische Liebesbriefe: kurzer undatierter S. 77, längere datierte von 1434 S. 78 und 1463 S. 80. — Göttinger Schwindelbriefe von 1458 S. 82. — Eberhard v. Cersne S. 84. — Letzter ritterlicher Liebesbrief aus Köln S. 84. — Neujahrswünsche (Hätzlerin) S. 87.

Kap. 6. Die niederländischen Liebesbriefe S. 88—92.

Niederländ. Originalliebesbrief d. 15. Jhs. S. 88. — Dirc Potter S. 91. — Volkstümliche Liebesgrüsse aus Gelderland S. 92.

Kap. 7. Ursprung des deutschen höfischen Liebesbriefes. S. 92—98.

Hypothesen und Zeugnisse S. 92. — Kein provenzalischer und kein französischer Einfluss nachzuweisen S. 94. — Vorbereitung durch die lateinischen, bes. die metrischen Briefe: Hildebert von Lavardin und Matthäus von Vendôme S. 96, lateinische Briefe deutschen Ursprungs S. 97.

ANHANG. Acht neu entdeckte Briefe zum Lassbergschen Liebesbriefsteller aus der Dresdener Handschrift M. 68. S. 99—108.

Digitized by Google

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg.

In unserem Verlage erschien:

Deutsche Grammatik.

Kurzgefasste Laut- und Formenlehre

des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen

von

Friedrich Kauffmann.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. VI, 108 S. M. 2.10, cart. M. 2.40.

„Was geboten wird, ist durchweg gut: In den einleitenden §§ werden die idg. Ursprache, die Gliederung der altgerman. Dialekte, die Stellung des Hochdeutschen und seine Entwicklungsperioden, die hochdeutschen Mundarten und die Quellen zur Kenntnis der älteren Sprache aufgezählt. Daran schliesst sich eine knappe Angabe über die Laute der Ursprache und ihre Stellung und Weiterbildung im Germanischen, als dessen Repräsentant das Gotische gewählt erscheint. Die übersichtliche Darstellung der Entwicklung der Einzellaute durch das Ahd., Mhd. bis zum Nhd. hin muss als recht gelungen bezeichnet werden."

Deutsche Litteraturzeitung 1896, Nr. 31.

Deutsche Metrik

nach ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Friedrich Kauffmann.

Neue Bearbeitung der aus dem Nachlass Dr. A. F. C. Vilmars von Dr. W. M. Grein herausgegebenen „Deutschen Verskunst".

gr. 8. VIII, 235 S. M. 3.60, in Leinen gebd. M. 4.20.

Den 3. Teil und Abschluss dieser beiden Werke bildet:

Anfangsgründe der deutschen Grammatik

zunächst für die oberen Klassen der Gymnasien.

III.

Wortbildungslehre.

Von

Dr. A. F. C. Vilmar.

gr. 8. 47 S. M. —.60.

Digitized by Google

Ferner erschien:

Bilderatlas

zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.

Nach den Quellen bearbeitet von

Dr. Gustav Könnecke.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 7.—11. Tausend.

53 Bogen in Gross-Folio, enthaltend **2200 Abbildungen** und **14 Kunstbeilagen,** wovon 2 in **Heliogravüre** und 5 in **Farbendruck.**

Preis M. 22.—, in reichem, stilgemässem Einbande M. 28.—.

Auch zu beziehen in 11 Lieferungen à M. 2.—.

„**Weitaus die bedeutendste und schätzbarste Erscheinung** in diesem Bereiche ist Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, der in neuer, ausserordentlich vermehrter und verbesserter Auflage ausgegeben wurde. Wozu das vortreffliche, mit aller Sorgfalt angelegte und mit grossem Geschmack und Aufwand ausgestattete Werk von Anfang an bestimmt ist, das ist es in dieser nach jeder Seite hin verbesserten zweiten Auflage wirklich geworden, eine nach den zuverlässigsten Quellen ausgearbeitete, überaus reiche, chronologische Sammlung von gleichzeitigen Abbildungen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Litteratur von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart, eine bildliche Ergänzung schönster Art zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. . . . . Die Abbildungen, die nun auf 2200, abgesehen von 14 grossen Beilagen, gegenüber den 1675 Bildern der ersten Auflage angewachsen und auch in der künstlerischen Herstellung grösstenteils bedeutsam verbessert sind, machen **das Werk ungemein wichtig für den Litterarhistoriker und zugleich höchst anziehend für den Paläographen, den Kunsthistoriker, den Autographenkenner, für den Forscher auf kulturgeschichtlichem Gebiete überhaupt.** . . . .“

Auszug aus der Besprechung des Werkes in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte Bd. VI.

Geschichte der deutschen Nationallitteratur

von **A. F. C. Vilmar.**

24. Auflage. Zweiter Abdruck 1898. Preis elegant gebd. M. 5.60.

Mit einem Anhang: „Die deutsche Nationallitteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart.“ Von **Adolph Stern.**

3. vermehrte Auflage.

Preis des Anhanges apart gebunden M. 2.25.

Die Zahl der Auflagen spricht wohl am besten für den Wert der Litteraturgeschichte von Vilmar. In 120000 Exemplaren ist dieselbe über die ganze Erde verbreitet. Durch den Anhang aus der kundigen Hand des bekannten Dresdener Litterarhistorikers hat das Werk eine zeitgemässe Bereicherung erfahren und ist jetzt wohl die billigste Litteraturgeschichte überhaupt.

Marburg. Universitäts-Buchdruckerei C. L. Pfeil.

Digitized by Google

Digitized by Google

be returned on
ıped below
10M—6-40

Digitized by Google

APR 29 1977

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

Digitized by Google